

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: - (1873)

Artikel: Vermischte Geschichten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

Im Arenberg verborgen —
So geht die Mähr durch's Land —
Da ruhen im Geklüste
Drei Helden wohlbekannt.
Der Greis im Silberbarte
Mit weissem schlachtem Haar,
Das ist von Uttinghausen
Herr Walter Fürst fürwahr.

Stauffacher ist der Zweite,
Der Mann in voller Kraft,
Mit starren Händen hält er
Der Hellebarde Schaft.
Von Unterwalden sitzt
Der Melchthal auch dabei,
Ein Jüngling noch an Jahren,
Doch rein wie Gold und treu.

So sitzen die drei Tellen
Im Fels seit grauer Zeit
Und träumen von den Tagen,
Da sie die Schweiz befreit.

Doch droht Gefahr dem Lande
Und steht der Feind am Thor,
Dann öffnen sich die Klüste,
Dann treten sie hervor.

Herr Walter Fürst der Alte,
Der Greis mit weisem Rath,
Stauffacher dort von Steinen,
Der Mann der kühnen That.
Arnold von Melchthal stürmet
In Jugendgluth einher,
So schreiten die drei Tellen
Voran dem Schweizerheer.

Jüngst regt es sich im Berge;
Die Tellen sind erwacht.
Ein Mann im schwarzen Rocke
Kam hergeschlichen sacht;
Der kreuzt sich und verneigt sich:
„Gott grüß' Euch, liebe Herrn!
Bergönn, daß ich Euch sage
Des Landes bösen Stern.

E

„Was Rom hat neu verkündet
Die Schweizer glauben's nicht,
Verlachen, was unfehlbar
Der heil'ge Vater spricht.
Sie bieten Troz dem Papste;
Der heut' regiert als Gott!
O hilf uns, liebe Herren,
Aus schwerer Glaubensnoth!“

Da sprach der greise Walter
Und strich den langen Bart:
„Nach Papsteswort zu fragen
War nie der Schweizer Art.
Wir haben unsren Herrgott
Nach unserm Brauch geehrt
Und haben auch die Pfaffen
Was Schweizerbrauch gelehrt.“

Ein Andrer kam gegangen:
„Nun droht uns schweres Leid!
Die Schützen, alt' und junge,
Die haben sich entzweit;
Hie Standschütz und hie Feldschütz!
Erschallt's im Lande hier.
Das junge Volk verachtet
Der alter Waffen Zier.“

Stauffacher drauf erwidert:
„O wär' ich Wilhelm Tell!
Ich wollt' Euch Allen weisen,
Was Schützenbrauch zur Stell'.
Mit Armbrust und Muskete
Wird heut' kein Feind gefällt.
Die Waffe soll man brauchen
Die gilt im blut'gen Feld.“

Da kam der Dritte eilig:
„Weh' dir, o Schweizerland!
Selbst an die alten Bünde
Legt man die freche Hand.“

Man will sie nicht mehr halten,
Das Alte leck erneu'n
Man will sie umgestalten;
Das muß das Volk entzwein!“

Arnold von Melchthal lächelt:
„Darum hat's keine Noth!
Man zwingt nicht frisches Leben
In Formen starr und todt.
Die Schweiz ist groß geworden,
Seit wir das Land befreit.
Das Alte soll man ehren,
Doch Neues braucht die Zeit.“

Da standen auf die Tellen
Und reichten sich die Hand,
Und sprachen zu den Dreiern
Mit ernstem Blick gewandt:
„Bergeßt ob kleinen Zwistern
Der alten Eintracht nicht.
Bergeßt nicht ob der Pfaffen
Gezänk der Wahrheit Licht.“

„Ob Ihr auch andern Sinnes
Und andrer Zunge seid,
Ihr seid von einem Volke,
Durch unser Blut befreit.
Rom's Fluch soll Euch nicht irren
Und nicht der Freyler Spott,
Ob auch auf andre Weise
Glaubt Ihr an einen Gott!“

So sprachen die drei Tellen,
Da schloß sich ihre Gruft,
Bis einst in Kampf und Nöthen
Das Vaterland sie ruft.
Ihr Geist wird bei uns bleiben
In Frieden und Gefahr —
Das ist der Gruß des Boten
Zum guten, neuen Jahr.

Etwas über die schädlichen Insekten.

(Fortsetzung vom letzten Jahr.)

Die Schmetterlinge, Falter, Futtervögel sind Insekten mit vollkommenen Verwandlungen, vier bestäubten Flügeln und saugenden Mundtheilen. Von dieser zahlreichen Ordnung sind nur die Raupen schädlich, viele Arten in außerordentlichem Grade. Die Raupen der sogenannten Weißlinge greifen die kreuzblütigen Pflanzen an und zerfressen deren Blätter oft jämmerlich; die Puppen überwintern und im April kriechen die Schmetterlinge aus, paaren sich und legen die Eier auf die Unterseite der Blätter. Nach vier Wochen sind die äußerst gefräßigen Raupen ausgewachsen, worauf sie sich verpuppen, dann erscheinen die Falter der ersten Generation dieses Jahres, welche sich wieder paaren und eine zweite Generation erzeugen, welche aber in der Regel nur bis zur Puppe gelangt, so daß nur in besonders warmen Herbsten wieder Falter erscheinen. Man hat fast kein anderes Mittel, als die Raupen abzulesen, auch soll man, wenn möglich, die Kohlfelder nicht ganz nahe bei den Häusern anlegen, weil solche Felder den Angriffen besonders ausgesetzt sind. Die drei Arten verwüstender Weißlinge sind der große Kohlweißling, dessen Raupe grünlich, gelb oder gelb mit schwarzen Punkten ist, der Rübenweißling und Rübsaatweißling, welche beide viel kleiner sind. Deren Raupen gleichen sich sehr, die des Rübenweißlings sind aber mehr schmutzig grün mit schwarzen Lüftlöchern, die des Rübsaatweißlings sind dunkler, bräunlich-grün, mit rothgelben Lüftlöchern.

Sehr zahlreiche schädliche Arten finden

sich unter den Nachtfaltern, vor Allem in einer Gruppe, welche man Eulen nennt, und hier wieder in jener Abtheilung, deren Raupen Wurzel- oder Grasraupen, besser noch Erdraupen heißen, weil sie sich am Tage in die Erde, unter Steinen, Grasmatten &c. verstecken. Sie sind schmutzig gefärbt und unbestimmt gezeichnet: gräulich, grünlich, gelblich, bräunlich, schwärzlich, kriechen Nachts aus ihren Schlupfwinkeln hervor und greifen vorzüglich die Herzblätter und jungen Sprosse an. Nach viermaliger Häutung überwintern sie und erst im nächsten Jahre erscheinen die Falter, von welchen es demnach im Jahre nur eine Generation gibt. Auch diese Falter sind düster gefärbt und fliegen nur bei Nacht, wo sie den Honigsaft der Blumen saugen, sich paaren und Eier legen. Die schädlichste und am allgemeinsten vorkommende Art ist die Wintersaat-Eule, deren Raupe erdbraun mit grau und grün gemischt ist und vom August bis zum Oktober nicht nur die Wintersaat, sondern auch die Kartoffelpflanzen, die Kohl- und Rübenarten, den Rübsen (Reps) und Winterreps angreift. Sie überwintert, verpuppt sich im Frühjahr, worauf im Mai der Schmetterling erscheint, dessen Vorderflügel graubraun mit dunklen Linien sind, die Hinterflügel des Männchens sind weiß, die des Weibchens etwas gebräunt. Man kann fast nichts thun, als die Raupen hinter dem Pfluge mit den Engerlingen auflesen, auch Nachts sie mit einer Laterne von den Pflanzen absuchen, an denen sie fressen. Ebenfalls sehr schädlich ist die Kreuzwurzeule, welche in Lebensweise und Verwandlungsart mit voriger übereinstimmt. Ihre Raupe ist gelbbraun mit

graubraun gemischt, mit schwarzen Luftlöchern; die Vorderflügel des Falters sind rothgrau gelblich mit undeutlichen dunklen Linien und schwarzen Flecken, die Hinterflügel beim Männlein weiß, braun gesäumt, beim Weiblein graugelblich. Weniger allgemein verbreitet ist die *W e i z e n - E u l e*, welche aber außer dem Weizen auch die andern oben genannten Pflanzen angreift. Die Raupe der *W u r z e l - E u l e* lebt nur an Gräsern, wo sie Halme und Blätter gleich über der Wurzel abheift und bei großer Vermehrung den Matten sehr schadet. Sie ist grau, glänzend, mit schwarzem Kopf und Nacken, dick und walzig, die Vorderflügel des Falters sind nussbraun mit zwei röthlichen Flecken und zwei hellern Wellenlinien, an deren äußere Seite schwarze Striche strohen, die Hinterflügel sind bräunlichgrau, am Wurzelheil und am Rande gelblich. Wie bei den folgenden Arten werden die Flügel dachartig getragen. Die so genannte *Q u a c h e n - E u l e* hat eine graubraune Raupe mit gelblichweißen Längsstreifen und greift die Wiesengräser, öfter auch den Weizen und Roggen an, an deren Ähren das Weiblein seine Eier legt. In solchen Fällen muß man das Getreide nach der Ernte möglichst bald ausdreschen, weil die ausgekommenen Raupen ihren Fraß auch noch auf den Kornböden fortführen.

Die *G r a s - E u l e* ist wegen ihrer Verwüstungen der Matten bekannt, doch weniger in unserm Lande, als im nördlichen Europa. Sie ist eine der kleineren Arten; die Vorderflügel sind gelblich olivengrün mit dunkleren Randstreifen und Mittelfeld und mit drei weißlichen Flecken in letzterm; die Hinterflügel sind gelblichgrau, am Grunde heller. Die Raupe ist graulich mit röth-

lichen Längsstreifen, der Falter erscheint im Juli und August und legt seine Eier an Grasstengel und Blätter, die Raupen überwintern und sind im Juni am gefräsigsten und verderblichsten. Die Raupe der *K o h l - E u l e* ist schmutzig grün, bald heller, bald dunkler, mit grau und gelb oder grau und grün gemischt, mit dunklen Seitenstreifen; die Unterseite ist immer heller als die obere, die Luftlöcher sind weiß, schwarz gerandet. Die Vorderflügel des Falters haben zur Grundfarbe ein glänzendes Braun, gelblich und schwarz marmorirt, mit weiß umrandeten Flecken und weißer Zackenlinie, die Hinterflügel sind gelblich, graubraun, gegen den Rand dunkler. Dieser Falter erscheint zuerst im Mai und legt seine Eier auf die Blätter des Kohls und anderer Gartengewächse und die Raupen dieser Generation geben Ende Juli oder Anfangs August Schmetterlinge, die eine zweite Generation von Raupen erzeugen, welche bis in den Oktober hinein verschiedenen Kohlarten oft äußerst verderblich werden, wobei sie zuerst an den äußeren Blättern fressen, zuletzt das Innerste des Kohlkopfes zerstören, weshalb sie die Landleute in manchen Gegenden *H e r z w u r m* nennen. Man muß sie von den äußeren Blättern ablesen, so lange sie noch jung sind, und etwa auch noch im Spätherbst oder ganz früh im nächsten Frühjahr die Puppen in der Erde aufsuchen. Die Raupe der *E r b s e n - E u l e* greift nächst den Erbsen auch die Wicken, Bohnen, Kleearten und verschiedene Gartengewächse an. Sie ist lebhaft rothbraun mit vier grünlich-gelben Längsstreifen und fleischrotem Kopf, Bauch und Füßen. Die Vorderflügel des Falters sind rothbraun und bläulichgrau gemischt, mit gelblicher Wellenlinie gegen den Rand und einigen gelblichen Punkten inner-

halb derselben. Sie ist vom Juli bis September da, verpuppt sich dann in der Erde und im Mai oder Juni des nächsten Jahres erscheint der Schmetterling. Man wendet gegen diese Eule die gleichen Mittel an, wie gegen die Lein- oder Zuckererbsen-Eule, auch Gamma-Eule genannt. Diese ist eine der allgemeinsten und verbreitetsten, und fliegt sowohl Nachts als am Tage auf dem Felde und in den Gärten, erzeugt mehrere Generationen in einem Jahre, wo dann die Raupen der letzten überwintern und im nächsten Frühjahr die erste Generation der Schmetterlinge geben. Diese Raupen sind lebhaft hellgrün, mit sechs feinen, weißen Längslinien über den Rücken, bräunlichgrünem Kopf und schwarzgrünen Kugelköpfchen. Die Vorderflügel des Falters sind grau, braun und rothbraun marmorirt, etwas metallglänzend mit einer weißlichen Zeichnung, eine Gabel oder griechisches G (Gamma) vorstellend, woher der Name Gamma-Eule kommt. Die Hinterflügel sind hellbraun, gegen den Rand dunkelbraun. Diese Eule greift die verschiedensten Pflanzen an: den Lein, Hanf, Raps, die Kohlarten, Hülsenfrüchte, Wiesenpflanzen und hat schon öfter die größten Verwüstungen angerichtet. Die Raupen fressen immer an den oberirdischen Theilen der Pflanzen und auch ihre Puppen hängen sichtbar an Blättern und Stengeln. In der wärmsten Jahreszeit braucht es von den Eiern bis zum Falter nur 6 Wochen. Das Allererathenste ist, die Raupen vorsichtig durch Kinder absuchen zu lassen; der Schaden, welcher das Hineingehen in die Pflanzungen verursacht, ist viel geringer, als der, welchen diese Raupen anstiften. Die Kinder müssen aber von außen nach innen langsam forschreiten und so wenig als möglich die Pflanzen erschüttern, weil sonst die

Raupen sich herabfallen lassen und kaum mehr zu finden sind.

Die Forl- oder Kieferne-Eule wird oft den Dählen höchst verderblich und zu einer wahren Landplage. Ihre Raupe ist grün wie die Kiefernadeln, mit dunkelgrünen, weißen und orangefarbenen Längstreifen über den Rücken und die Seiten, gelbem Kopf und grünem Bauch. Die Vorderflügel des Falters sind aschfarben und gelbbunt, mit zusammenliegenden Flecken. Die vielen Vogeln zur Nahrung dienende Raupe zeigt sich vom Juni bis August, mehr auf älteren als auf jüngern Bäumen und zerstört durch Abfressen der Adeln und dadurch bewirktes Absterben der Stämme oft ganze große Föhrenwälder. Man muß die Raupen von den Bäumen abklopfen und töten, die Puppen aus der Erde graben, wenn die Raupen besonders häufig waren und zur Schwarm- und Begattungszeit große Feuer unterhalten, in welche die Schmetterlinge stürzen und verbrennen, ein Mittel, was man auch gegen die dem Weinstock schädlichen Falter anrathet.

Von den sogenannten Spinnern, welche zu den Nachtfaltern gehören, sollen diejenigen betrachtet werden, welche den Obst- und Waldbäumen besonders schädlich werden. Die Raupe des Kiefer-Spinners ist grau, roth behaart mit braunen Flecken und Seitenstrichen, einem dunkelblauen Querstreif auf dem zweiten und dritten Ring und einem Zahn auf dem letzten Ring; der Schmetterling hat graue Vorderflügel mit rostbrauner Binde und drei weißen Punkten. Man muß diese nur auf den Dählen lebenden, ungemein schädlichen Raupen im Winterlager aussuchen, von den Bäumen durch Prallen mit der Art herabschütteln, auch die Puppen, Eier und Schmetterlinge sammeln und vertilgen. Man

muß zugleich Raupengräben mit Fanglöchern ziehen und die in letztere gefallenen Raupen mit Erde zudecken, Stangenhölzer und Schonungen scharf durchforsten und eine Anzahl von Stämmen mit Theer beschmieren; vom Theer besudelte Raupen sterben. In außordentlichen Fällen mußte man schon ganz angefressene Waldstellen niederbrennen. Der *Fichtene-Spinner* lebt auf der Dähle, Roth- und Weißtanne. Die Raupe hat einen schwarzen Kopf, blauschwarzen oder grauen Rücken, weißen Bauch, weißgraue Haarbüschel an den Seiten. Der Falter hat auf den grauen Vorderflügeln drei dunkle Streifen und auf den blassen Hinterflügeln eine braune Zeichnung. Das meiste bei voriger Art Gesagte gilt auch für diese. Zu einer wahren Landplage wird manchmal der *Riegel-Spinner*, dessen Raupen vom April bis Juni oft die größten Verwüstungen an den Obstbäumen anrichten, manchmal auch Eichen und andere Waldbäume angreifen. Die schlanke Raupe ist blau, roth und gelb gestreift mit weißer Rückenlinie und blaugrauem Kopf mit zwei schwarzen Punkten; der Schmetterling hat rothbraune ochergelbe Flügel mit zwei gelben Streifen vorne. Man bemerkt leicht die ringförmig um die Neste gelegten und angefütterten Eier und kann sie, sowie die Raupen, welche sich zu gewissen Zeiten häufig auf den Nester sammeln, leicht beseitigen.

(Fortsetzung im nächsten Jahr.)

Seltsame Ansicht.

Einem Kandidaten der Rechtskunde gab einst ein Oberrichter die Akten einer sehr schwierigen Prozeßsache, mit der Aufforderung,

seine Ansicht darüber abzugeben. Der Kandidat durchlas die Verhandlungen und übergab sie dem Oberrichter mit folgender darunter verzeichneten Ansicht: „Es soll mich wundern, was aus dieser Sache werden wird!“

Schlechte Belohnung.

Vor der Thüre eines Hauses in Berlin saß unlängst eines Abends spät ein Nachtwächter im festen Schlaf. Ein Vorübergehender erlaubt sich, denselben durch starkes Rütteln und Schütteln in einen wachenden Zustand zu bringen, wofür er von dem Gestörten folgenden verheblichen Verweis erhält: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, die öffentliche Ruhe gewaltsam zu stören? Wissen Sie nicht, daß darauf Strafe steht?“

Aus der Dorfschule.

Ein Schulmeister trug seinen Schülern die neutestamentliche Geschichte vor. Um zugleich ihre Urtheilskraft zu prüfen, fragte er einen Knaben: „Sämi, wie hieß der Vater der Söhne Zebedäi?“ „I weiß nit.“ „Na, wie heißt denn Dein Nachbar?“ „Köbi.“ „Und dessen Vater?“ „O Köbi.“ „Also hieß der Vater der Söhne Zebedäi?“ „Köbi.“

Gerichtliches.

Präsident: „Der Gerichtshof hat anerkannt, der Angeklagte sei des Diebstahls nicht schuldig, und von Kosten und Strafe freizusprechen. Angeklagter, Ihr seid entlassen, geht nach Hause und thut's nicht wieder!“

Wunderbar.

Jemand sagte zu Lord Effingham: „In Grönland werden die Menschen häufig hundert Jahre alt, und doch giebt es dort keinen Arzt. Ist das nicht wunderbar?“ „Bei uns in London giebt es mehrere tausend Aerzte“, er-

wiederte der Lord, „und mancher wird doch hundert Jahre alt; ist das nicht weit wunderbarer?“

Regel für Korn-Wucherer.

Fällt vom Himmel dicht der Regen,
Mußt dich auf's Verkaufen legen.
Regnet's nicht und tröpfelt doch,
Halt die Preise mäßig hoch.
Scheint die Sonne glühend heiß,
Steige hurtig mit dem Preis!
Dauert diese Dürre lang,
Stimme an den Lobgesang!
Juble täglich, juble laut,
Und zieh' Allen ab die Haut!

Neue und alte Gerichtshalter.

„Wie gefällt Euch euer neue Gerichtshalter?“ fragte der abgesetzte einige Bauern. Da sagte der Eine: „He, neue Schuhe drücken halt.“ Ein anderer aber setzte schnell hinzu: „Du lieber Himmel! die alten thäten das auch, wenn wir sie nicht schmierten.“

Aus dem Freiwilligen-gramen.

„Sagen Sie mal, junger Mann, wie heißen die beiden Gründer von Rom? Ich will Ihnen draufhelfen. Besinnen Sie sich nur, es kommt ja das Wort Rom selber im Namen des Einen vor. Wie heißen also die Beiden?“

Freiwilliger (freudestrahlend): „Romeo und Julia.“

Neue Art Schnellschrift.

1zig Geliebte!

Du kannst noch 2seln an meiner Ze, da doch mein Herz 4 Dich schlägt? Unser Stab liegt in 5kirchen und Strablatt wird Dir

sagen, daß ich tapfer socht und kein Tschläfer war. Ich nehme Urlaub jetzt und gib 8, ehe Du glaubst, bin ich bei Dir. Sage aber ja nicht 9, wenn ich um Deine Hand anhalte, denn mir wässern alle 10e — nach Dir. Ich schreibe diesen Brief in der größten 11ertigkeit, denn es schlägt 12, und die Post geht ab.

Dein Dich liebender Hans,

13. Gefreiter bei der

14. Compagnie des

15. Infanterieregiments am

16. Januar 1718.

Der Brief

eines Mädchens endete: „Schließlich sage ich Ihnen noch, daß ich Gans gesund bin.“

Vernünftiger Schluß.

Ein Judenjunge stahl, wurde erwischt und ausgepeitscht. Er stahl darauf an einem andern Orte; es ging ihm ebenso. Ein gleiches Schicksal hatte er an einem dritten Orte. „Kurios,“ sagte er; es ist gerade, als ob ich nicht stehlen sollte.“

Gute Ausrede.

Ein Gläubiger sah einst seinen Schuldner in ein Weinhaus gehen. Entrüstet rief er ihm zu: „Mich bezahlen Sie nicht, aber Wein können Sie trinken!“ — „Freund, entgegnete der Andere, Sie sehen wohl, daß ich den Wein trinke, nicht aber, daß ich ihn bezahle.“

Schlechter Tausch.

Ein Bauer hatte sein ganzes Vermögen zur Erziehung seines Sohnes aufgeopfert, und als er sah, daß dieser nichts dafür gelernt habe, seufzte er: „Ach, wie viele Kühe habe ich für diesen einzigen Ochsen hingegeben!“

Der Vernünftigere.

In einem heftigen Streite über einen literarischen Gegenstand sprach der Eine zu seinem Gegner: „Ich denke Sie doch noch vernünftig zu machen!“ — „Da bin ich vernünftiger, erwiderte der Andere, das gebe ich bei Ihnen auf.“

„Ist nichts an mich?“ rief ein vor dem Laden stehender Kaufmann dem vorüber-eilenden Briefträger zu. — „Nein, antwortete dieser geschäftig, aber höflich, an Ihnen ist nichts.“

Grabschrift.

Hier ruht der Gastwirth Morgenroth,
An dessen Tisch man schlecht gegessen,
Nun ist er selber Table d'hôte,
An der die Würmer besser essen.

Abgetrumpft.

Jemand rühmte sich in einer Gesellschaft, daß seine Finanzen ihm immer erlaubten, tausend Francs zur Disposition seiner Freunde zu haben. Den andern Tag stellte sich schon einer seiner Bekannten ein und bat um ein Darlehen von fünfhundert Francs. „Hm“, entgegnete der Beanspruchte, „fünfhundert Francs, mein Lieber? Ich kann Ihnen in der That nicht dienen.“ „Aber Sie sagten ja selbst, daß Sie immer tausend Francs zur Disposition ihrer Freunde halten.“ „Ganz recht, tausend Francs, aber sehen Sie, wenn ich Ihnen fünfhundert Francs gebe, so habe ich ja nur noch fünfhundert Francs.“

Türken oder Juden.

Als Napoleon seinen Einzug in Posen hielt, ritten ihm auch die dasigen Juden entgegen. Sie hatten sich zum Unterschiede

von den Polen und Deutschen in türkische Kleidung geworfen und hofften, in diesem Aufzuge zu imponiren. Wie sie nun den Wagen, worin Napoleon saß, erreicht hatten, ritt Einer von ihnen ganz nahe hin an denselben und rief dem Kaiser zu:

„Fürchten sich Ew. Majestät nur nicht! Wir sind keine Türken, sondern nur Posener Juden!“

Probates Mittel.

Neffe: „Was soll ich thun, lieber Onkel, ich liebe Bertha so leidenschaftlich, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe finde, ich verzehre mich in Sehnsucht.“

Onkel: „Da weiß ich das beste Mittel aus eigener Erfahrung. Heirathe so schnell als möglich Deine Bertha, dann wird recht bald die große Liebe ein Ende nehmen.“

Aus der Doktor-Praxis.

Ein Arzt empfahl einem seiner Patienten als Mittel gegen die Schlaflosigkeit, tüchtig Bayrisch Bier zu trinken. „Wenn ich“ — fügte er hinzu — „des Abends ein paar Seidel getrunken habe, schlafe ich wie ein Ochse!“ — „Glauben Sie ja nicht, Herr Doktor, daß das am Biere liegt“, entgegnete der satyrische Patient.

„Ah, mein bester Herr Doktor“, sagte ein reicher Berliner Kaufmann, der den berühmten Doktor Heim in aller Eile hatte herbeirufen lassen, „meine Tochter wird vorhin ohnmächtig und es dauerte beinahe eine halbe Stunde, ehe sie wieder zu Verstande kam.“

„O wenn es weiter nichts ist“, entgegnete der Doktor, „dieses Uebel kommt sehr häufig und in weit höherem Grade vor,

denn manche Menschen kommen ihr ganzes Leben lang nicht zu Verstände."

Eine zartfühlende Dame sagte niemals nackt: sondern: barfuß bis an den Hals.

„Nun, Herr Schneidermeister, haben Ihre Gesellen auch die Arbeit eingestellt?“

Schneider: „Ich habe keinen Gesellen und brauche Gottlob auch keinen; ich kann den Lohn schon allein erhöhen.“

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1871 — 1872.

Schweizerische Eidgenossenschaft.

1871. August 13—15. Eidgenössisches Turnfest in Viestal; sehr freundliche Bewirthung der zahlreichen Turner durch die Bewohner des festgebenden Ortes.

August 13. Oberemmenthalisches Bezirksgesangfest in Langnau, das festlich bekränzt war. Den ersten Preis erhielt von den Männerchören derjenige von Ranslüh, im gemischten Chor standen die Sänger von Wiglen oben an.

Sept. 18. Versammlung freisinniger Katholiken in Solothurn; die Versammlung beschloß, an der alten Lehre festzuhalten und das Unfehlbarkeitsdogma nicht anzunehmen.

Sept. 27. Congress der Friedens- und Freiheitsliga in Lausanne.

Nov. 6. Gröffnung der Bundesversammlung. Präsident des Nationalrathes ist Herr Fürsprech Brunner, des Ständerathes Herr Keller. Das Hauptthematikum ist die Bundesrevision.

1872. Februar 7. Von Abends 5 Uhr bis Mitternacht prachtvolles Nordlicht, wie es hier noch nie so schön gesehen wurde.

Februar 24. Tod des unter dem Namen „Arthur Bitter“ allgemein bekannten und beliebten Schriftstellers Samuel Haberstich.

März 5. Schluß der Bundesversammlung.

April 8. Proklamation der Bundesversammlung an das Schweizervolk, zur Anempfehlung der Bundesrevision.

Mai 2. Auf eine Einladung der Stadt Algier in Afrika, verreisten circa 80 Schweizer-sänger über Marseille nach jener Stadt wo sie von den Franzosen sehr gut aufgenommen wurden. Unsere Landsleute legten im heißen Afrika mit ihrem Gesang Ehre ein und kamen preisgekrönt am Pfingstsonntag wieder heim.

Mai 9. Nachdem schon an vielen Orten im Kanton Bern und der Schweiz Volksversammlungen zur Besprechung der Bundesrevision zusammengekommen waren, fand eine solche am Auffahrtstage auch auf der großen Schanze bei Bern statt, die trotz des schlechten Wetters 4—5000 Mann stark war.

Mai 12. Abstimmungstag: Die Bundesrevision wurde vom Schweizervolke mit 257,748 gegen 252,536 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 5212 Stimmen verworfen; von den Kantonstimmen waren 13 gegen, und 9 für die Revision.

Mai 27. Wiedereinberufung der Bundesversammlung zur Entgegennahme des Resultats der Abstimmung vom 12. Mai.

Mai 27. Gelungenes Centralfest des Grütli-vereins in Langenthal, zu dessen Ehren der Ort festlich besetzt war.

Juni 9—10. Kantonal-Gesangfest in Biel, an welchem 53 Gesangvereine anwesend waren. Die ersten Kränze im Frauenchor erhielten: Schöfhalde Bern, Stadt Bern; im gemischten Chor: Langnau, Schöfhalde Bern; im Männerchor: Burgdorf, Stadt Bern, Thun.

Juni 30—Juli 1. Kantonalturfest in Bern, an welchem ein großer Fortschritt im bernischen Turnwesen bemerkbar war.

Juli 14—22. Eidgenössisches Schützenfest in Zürich. (Siehe weiter hinten.)

Deutschland.

1871. Juni 14. In der Nacht brannte das schöne Stadtheater in Breslau vollständig nieder.

Sept. 22—24. Große Katholikenversamm-

lung in München gegen das Unfehlbarkeitsdogma; sehr viele Delegirte anderer Nationen, auch Schweizer waren anwesend.

1872. März 20. Am Morgen dieses Tages wurde das Akademie-Gebäude in Düsseldorf, sowie das Ständehaus ein Raub der Flammen, großer Schaden an Kunstwerken.

Mai 6. Einweihung der neuen Universität in Straßburg.

Mai 31. An diesem Tag starb der bekannte Schriftsteller Friedrich Gerstäcker.

Frankreich.

1871. In Versailles urtheilt fortwährend ein Kriegsgericht über die Mitglieder der Commune, die im Mai 1871 Paris verwüstete.

Juli 18. Auf der den Franzosen angehörenden Insel Guadeloupe in Westindien zerstörte eine Feuersbrunst beinahe die ganze Hauptstadt Point-à-pitre.

August 7. Französisch-schweizerisches Schützenfest in Macon. Ein Zug von 2000 Schweizer-schützen leistete der freundlichen Einladung nach Macon Folge, wo sie mit großem Jubel aufgenommen wurden. Das ganze Fest nahm einen ausgezeichneten Verlauf.

Sept. 17. Einweihung des Mont-Cenis-Tunnels. Der erste Zug zur Einweihung des großen Werkes fuhr mit 22 Wagen von Bardonnèche auf französischer Seite um 10 Uhr 30 Min. ab und langte um 11 Uhr in Modane (Italien) glücklich an. Großes Bankett in Bardonnèche, dem viele hohe Personen verschiedener Nationen beiwohnten.

England.

1871. Nov. 23. Der Kronprinz von Wales erkrankt an einem Nervenfieber, und zwar so gefährlich, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird; wider Erwarten aber nimmt die Krankheit einen günstigen Verlauf, so daß am

1872. Februar 27. eine großartige Dankesfeier für die Wiedergenesung des englischen Thronerben stattfindet.

Italien.

1871. Juli 15. Die italienische Kammer

nimmt den Gotthardvertrag mit 161 gegen 51 Stimmen an.

1872. April 25. Furchtbarer Ausbruch des Vesuv bei Neapel. (Siehe weiter hinten.)

Spanien.

1872. April 1. Ueberfall eines Bahnzuges auf der Strecke von Valdepenas nach Manzanares durch spanische Räuber.

In Spanien erheben sich bewaffnete Banden zu Gunsten Don Carlos von Bourbon, der Ansprüche auf den spanischen Thron macht; diese Banden, kurzweg Carlisten genannt, werden am

Mai 6. von den spanischen Regierungstruppen unter Moriones vollständig geschlagen.

Amerika.

1871. Aug. 26. Großes Eisenbahnunglück in Winthrop bei Boston, 25 Personen wurden getötet, 50 verwundet. Die Wagen fästten Feuer, so daß mehrere lebendig verbrannten.

Oktober 8. Furchtbare Feuersbrunst in Chicago, die erst am 10. dadurch gelöscht werden konnte, daß man bei 30 Häusern in die Luft sprengte und so dem Feuer eine Grenze zog. In diesen 3 Tagen verbrannten bei 12,000 Häusern; bei 90,000 Menschen wurden obdachlos; der Schaden wurde auf 290 Millionen Dollars geschätzt.

In Persien herrscht fortwährend schreckliche Hungersnoth, so daß die vor Hunger halb wahnsinnigen Einwohner sogar Menschen, ja Leichen essen.

Ein würdevoller Täufling.

In einem Zeitungsberichte über die Laufe des jüngsten Kronprinzlichen Kindes von Deutschland heißt es wörtlich: „Von Seite des Täuflings wurde keine besondere Stirnung beliebt, nur ab und zu wurde eine leise Stimme hörbar, im Uebrigen benahm er sich artig und — würdevoll!“

Schlau.

Als einst zwei Bagabunden von einem Landjäger angehalten und nach ihrer Wohnung gefragt wurden, entgegnete der Eine: „Ich wohne gar nicht.“ „Und Sie?“ wendete der Beamte sich an den Andern. „Ich wohne ihm gegenüber,“ war die zutreffende Antwort.

Gut abgesertigt.

Um einen Mathematiker zu foppen, fragte ihn Jemand: „Wenn 4 Kälber 360 Pfund wiegen, wie viel wiegt dann ein alter Ochse?“ „Stellen Sie sich auf eine Waage, dann will ich's Ihnen ganz genau sagen,“ erwiderte gelassen der Gefragte.

Kein Wunder.

Do^rktor: „Hier stelle ich Ihnen, Herr Professor, den ältesten Mann in unserer Stadt vor; er zählt 80 Jahre und ist von Ge-
werbe ein Schornsteinfeger.“

Pro^ressor: „Kein Wunder, geräucher-
tes Fleisch hält sich stets länger als frisches.“

Privilegium.

„Warum legt der Kukuk seine Eier in das Nest der Grasmücke?“ fragte man einen Bauer. Dieser sann etwas darüber nach und sagte dann: „Nun, es muß wohl ein altes Privilegium sein.“

Gewandte Vertheidigung.

Ein mehrfach bestrafter Dieb fand eine Brieftasche mit Geld und behielt sie, weß-
halb er in Anklagezustand versetzt wurde. Auf die Frage des Richters, ob er die Auf-
forderungen zur Ablieferung in den Zeitungen
nicht gelesen habe, antwortete er: „O ja,
aber ich habe sie nicht beachtet, weil sie alle
an den ehrlichen Finder erlassen waren.“

Gleches Handwerk.

„Wir sind gleichen Handwerks,“ sagte ein alter Major lachend zu einem Arzte, „denn unsere Pillen haben die gleiche Wirkung.“

Ein berühmter Reisender,

der einen Sturm auf dem Kanal zwischen Calais und Dover beschreibt, sagt unter Anderm: „Als der Sturm den höchsten Grad erreicht hatte, legte sich das Schiff mit einem Male auf die Seite und der Kapitän und noch ein Branntweinfäß rollten über Bord.“

Aus Consequenz.

„Was für schönes, rabenschwarzes Haar
Sie haben, mein geehrtes Fräulein! Zum
Entzücken!“ sagte Jemand zu einer jungen
Dame. — „Ganz natürlich,“ war die Ant-
wort, „mein armer Vater wurde todtgeboren,
weßhalb meine betrübte Mutter stets in
Trauer ging.“

Bei'm Exerziren.

„Jetzt zum letzten Mal sag ich dir's, Du
Saera, halbrechts ist ganz dasselbe wie halb-
links, nur g'räd das Gegenthil.“

Ein französischer Oberst

verliebte sich in die bekannte Schauspie-
lerin St. Georges, als die bereits 50 Jahre
zählte, und machte zugleich einer andern,
ebenfalls fünfzigjährigen Dame den Hof.
Man nannte ihn daher in Paris „den Mann
des Jahrhunderts.“

Gute Antwort.

Ein amerikanischer Richter erhob kürzlich
während der Sitzung seinen Stock, streckte

ihn gerade ans, rührte damit ein Individuum an, das sich auf der Anklagebank befand, eine wahre Galgenphysiognomie und sagte pathetisch: „Es befindet sich am Ende meines Stockes eine nichtsnußige Canaille.“ „An welchem, Mylord?“ war die schnelle Antwort des Angeklagten.

Druckfehler.

In einem Journale fanden wir unlängst einen höchst komischen Druckfehler: „Es wird eine ruinierte erste Sängerin gesucht.“ Wenn man nicht wüßte, daß es routiniert heißen müßte, so könnten wir mehr als eine ruinierte erste Sängerin nachweisen.

Fassungsvermögen.

Ein Dieb wurde im Zuchthause vom Revisor befragt, weshalb er hier sei? — Der sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin nur hier, weil mich Mutter Natur mit einem nur allzusehr um sich greifenden Fassungsvermögen ausgestattet hat.“

Der Friesenweg.

(Mit Abbildung.)

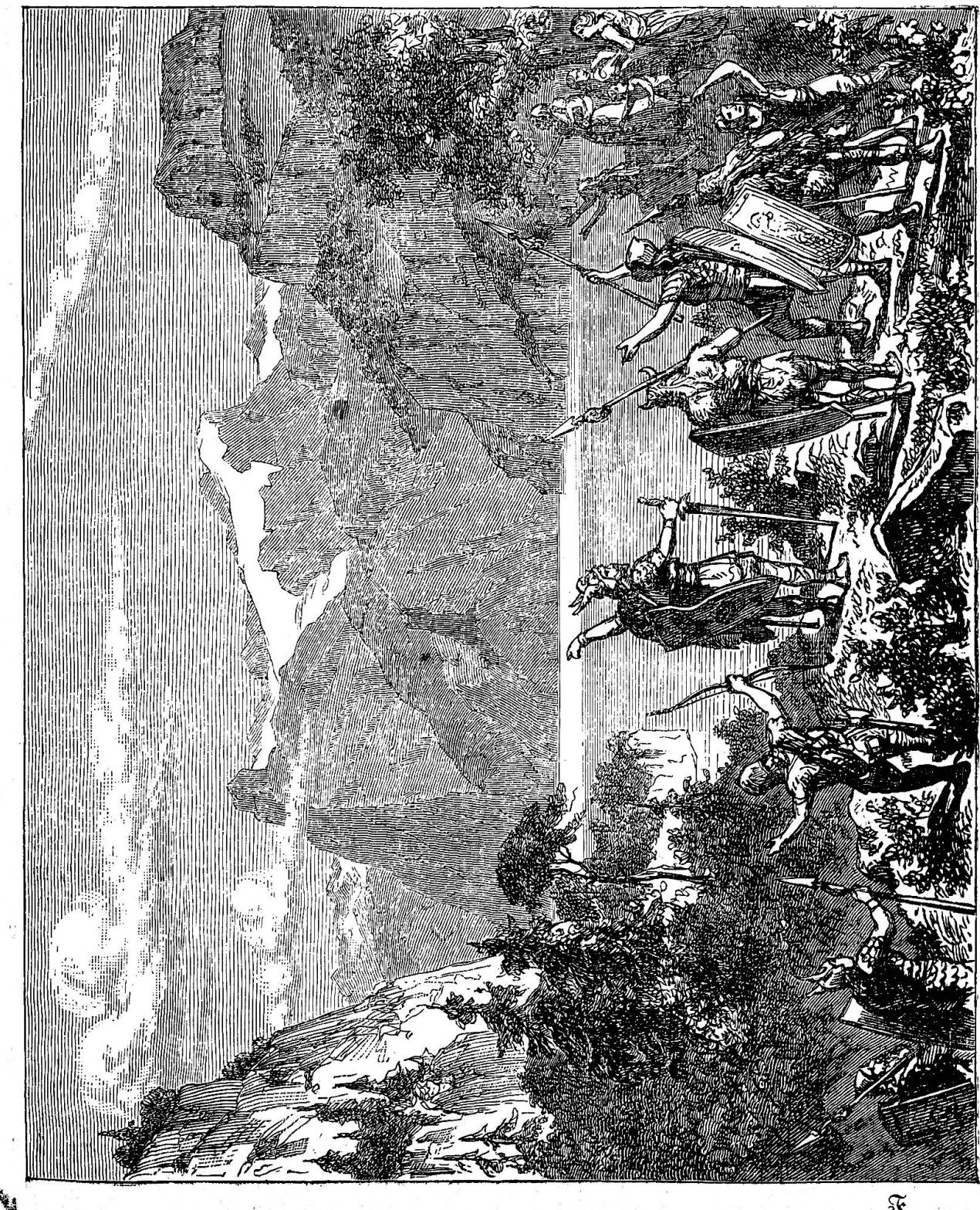
Die Sonne war hell und strahlend hinter den Bergen eingegangen und die nächsten Gipfel leuchteten noch in rothem Schein, während unten im Thal die Schatten der Nacht sich über Wälder und Felder lagerten. Es war stille geworden im Simmenthal und hie und da blinkte ein Lichtchen aus den an den Berghängen zerstreuten Sennhütten. Die Sterne funkelten am tiefblauen Himmel, und fernher tönte leise das Geläute der Hertenglocken. Vor einem stattlichen Hause saß unter einem alten Birnbaum der

Großvater, ein rüstiger, kinniger Greis mit weißem Haar und um ihn die Schaar der Kinder und Enkel und der übrigen Hausgenossen. Die Nacht war warm; ein leichter Südwind wehte von den Bergen her und trieb hie und da silberglänzende Wolkenstreifen vor sich hin.

„Sieh Großvater“, sagte Marie, die schöne Enkelin, ein schlankes Simmentalerkind von 17 Jahren, die hinter des Alten Stuhl stand, „sieh nur wie es in den Wolken glitzert und blinkt und wie seltsame Gestalten sie bilden; bald ist's als ob ein Reiter hoch zu Ross durch die Luft dahinziehe, bald wieder wie ein mächtiger Steinadler und hie und da blitzt es wie von eisernen Waffen.“ „Hast Recht, Kind,“ erwiderte der Alte, „es ist ein eigen Wesen heute mit den Wolken, die nach Mitternacht ziehen; mir ist's gerade, als wäre dort oben der Friesenweg, und in einer Nacht wie heute soll ja auch der Zug gewöhnlich sich sehen lassen.“ „Der Friesenweg?“ fragten neugierig die Kinder. „Was ist's mit dem? Erzählen, Großvater, erzählen! — Er wollte lange nicht, der alte Mann; die Welt sei ja heutzutage so gescheit geworden, daß eine alte Sage sich kaum mehr sehen lassen dürfe und zudem wisse er ja auch nichts bestimmtes und habe nur so davon gehört. Es half ihm aber nicht viel; die Kinder drängten sich um ihn, und als nun auch Marie, der Liebling des Großvaters, sich schmeichelnd und bittend über ihn lehnte, mußte er sich wohl oder übel darein ergeben und erzählen.

„Vor vielen hundert Jahren, begann er, war dort gegen Mitternacht ein mächtiges Reich der Schweden und Friesen am blauen Meere, ein Land mit stolzen, starken Männern und schönen, züchtigen Frauen. Dort brach damals eine Hungersnoth aus und um

Der Friesenweg. (Die Friesen kommen an den Bierwaldstättersee.)



dem Nebel abzuhelfen, beschlossen die Altesten des Landes: je der zehnte Mann solle mit Weib und Kind auswandern, um den Zurückbleibenden Lust zu verschaffen. Das Doos entschied und 6000 Männer mit Frauen und Kindern wandten schweren Herzens dem geliebten Vaterlande den Rücken, um im Süden eine neue Heimath zu suchen. Lange wanderten sie, den Schmerz um die verlorne Heimath im Herzen, durch die Lande dahin; aber keines lud sie zur Ansiedelung ein, nirgends fanden sie die schneegekrönten Berge, die blauen Seen, die Felsen und die Wälder des Vaterlandes wieder. Am Rhein stellte sich ihnen der Graf Peter von Franken mit gewaffneter Hand entgegen, um ihren Zug aufzuhalten. Aber wie die Bergbäche ihrer Heimath durchbrachen sie die feindliche Wehr; der Graf Peter mit seinen Rittern wurde geschlagen und ließ dabei sein Leben und weiter wanderte der Zug der Heimathlosen. Wochen und Monde waren unter Mühsal und Drangsal verstrichen, als endlich weiße Bergeshäupter vor den Wandernden auftauchten und blaue Seen ihnen entgegen glänzten, und als an einem hellen Sommermorgen endlich vor ihnen ein vielbuchtiger See, von Fels und dunklem Wald umsäumt, von im Sonnenlichte strahlenden firnigekrönten Bergen überragt, sich ihrem Blicke darbot, da stieß der Heerführer Switer sein Schwert in den Boden und sprach: „Hier wollen wir unsere zweite Heimath gründen.“ Ein Theil des Zuges unter den Führern Switer und Swen schlug seine Wohnung an den Ufern des Sees auf; sie besiedelten Schwyz, Uri (das Land der Urochsen) und die Thäler unter dem Wald; der andere Theil, den Führer Hasius oder Nestius an der Spize, zog über den braunen Berg in's Gebiet der

Nar hinüber und verbreitete sich in alle Thäler des Oberlandes. Es ward den Schweden und Friesen wohl im fremden Lande, das ein schönes Abbild ihrer alten Heimath war; frei waren sie ins öde Land gezogen und frei sind wir ihre Nachkommen noch heutzutage. Aber die Liebe zur alten Heimath ist in ihnen nicht erloschen; selbst aus dem Grabe zieht es sie noch jedes Jahr der fernen Mitternacht zu. Da regt es sich in all' den vergessenen Gräften und wenn der Südwind dahinbraust, erwachen die todtten Schweden und Friesen und ziehen nordwärts, die alte Heimath wieder zu schauen. Wo ein Haus oder ein Staffel auf ihrem Wege steht, da läßt man in der Nacht die Thüren offen, daß die gespenstige Schaar frei durchgehen kann, und wer sie schließt, der findet am Morgen sein Dach abgedeckt und Glück und Segen weichen von der Alp. Auch zusehen soll dem Zuge Niemand; ein vorwitziger Knecht hat es einmal probiert; er versteckte sich zur Zeit des Friesenweges in's Heu und um Mitternacht erblickte er das Heer, die blinkenden Helme mit Adlerflügeln geschmückt auf dem Haupte, Lanzen und Schwerter in den Händen, lange Schilde am Arme, in unabsehbarem Zuge lautlos nach Mitternacht wandern, mit finstern Augen den kecken Eindringling anschauend. Er hat, was er gesehen, noch in der gleichen Nacht seinem Meister erzählt; als die Sonne aufging, war er ein stiller Mann.

Das ist die Geschichte vom Friesenweg.“

„Und ist das Alles wahr, Großvater?“ fragte der naseweise krausköpfige Friz, der in der Schule wundergescheit geworden zu sein glaubte.

„So, fängst du schon so früh an, den alten Sagen den Glauben aufzukünden!“ erwiderte zürnend der Greis. „Es ist eine

Sage, wie wir deren in der Schweiz viele haben; der Kern ist wahr und ächt, wenn auch der Menschengeist im Verlauf der Jahrhunderte Manches dazu gedichtet hat, und der Kern ist hier die unerschütterliche Liebe zur Heimath, die das Grab und den Tod überdauert; dieselbe Liebe, welche auch heute unsere Söhne, ob sie auch weit draußen in der Welt zerstreut leben, heimzieht zur Schweiz, wie die Seelen der alten Schweden und Friesen zu ihrer Heimath im Norden. — Und nun gut Nacht miteinander; es fängt an wohl fühl zu werden. — Gut Nacht!"

Der controlirende Nachtwachtmeister

traf einen Nachtwächter schlafend an und weckte ihn mit der Frage, wie er sich unterstehen könne, zu schlafen? „Ach,“ antwortete der Angefahrene ganz gelassen, „ich will den Nachtschwärzern blos zeigen, daß die Nacht zum Schlafen und nicht zum Herumtreiben bestimmt ist.“

Postcuriosa.

Im Jahre 1850 wurde in X. ein Brief im Briefkasten vorgefunden mit der Adresse: „An Dorette Liesegang in Hamburg an der Elbe, aber cito dahinüber. Die Herren Postämter werden gebeten, diesen Brief schnell zu besorgen, denn er geht Cito.“ — Ein von Bremen eingehender Brief lautete: „An den Herrn Katermeister Schuhmacher,“ sollte heißen, resp. wurde danach auch bestellt: „An den Schuhmachermeister Kater.“

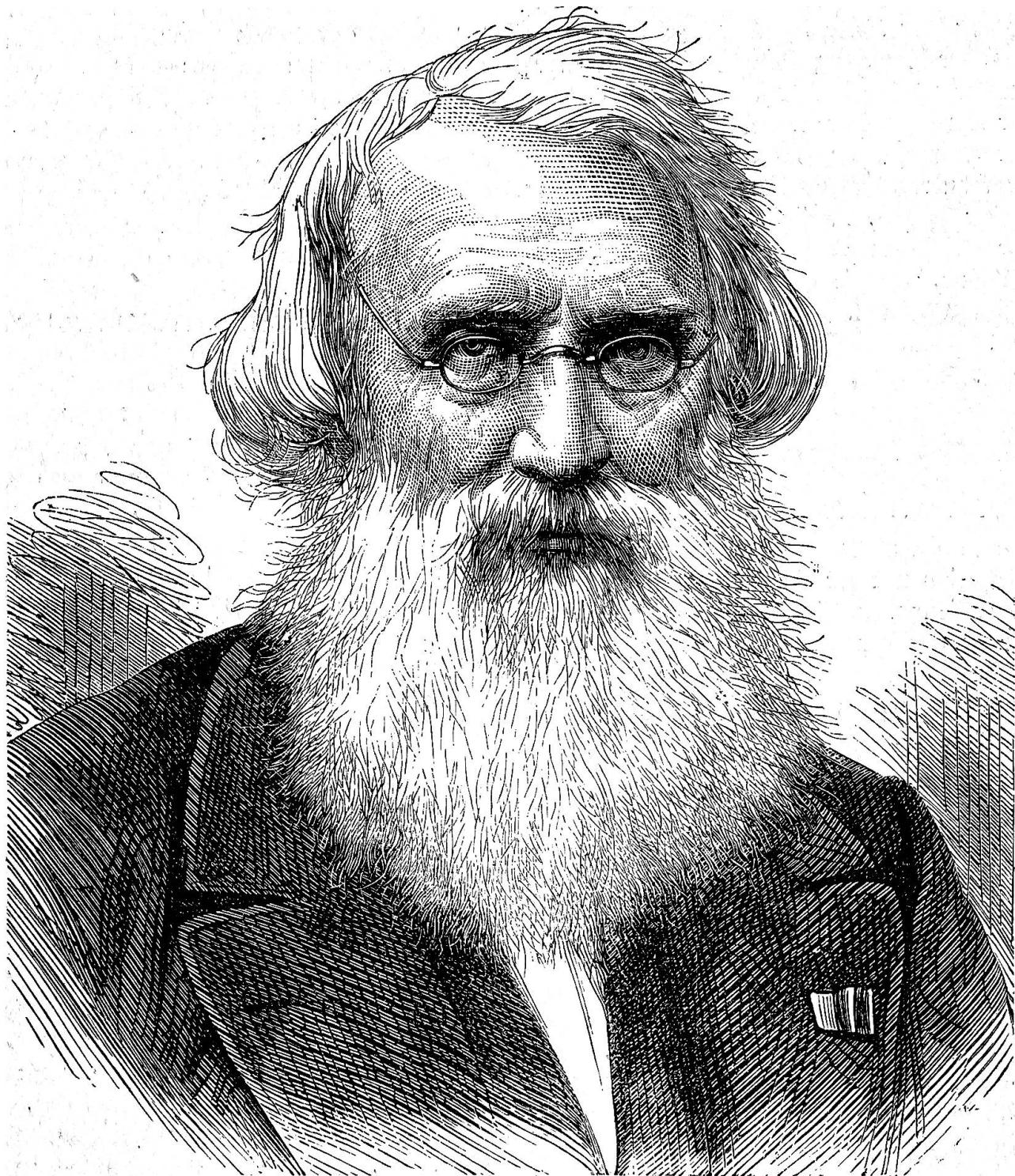
Ein geiziger Professor,
der Naturgeschichte las und sich vorzüglich über die Hospitanten ärgerte, die nicht be-

zahlten, sah bei'm Eintreten in's Collegium wieder einen Fremden stehen, ging bis zu diesem und sagte: „Meine Herren, ich bin bis zum Esel gekommen (den Hospitanten ansehend), wollen Sie sich nicht setzen?“ — „Ich danke,“ erwiderte dieser, „ich kann vom Esel stehend hören.“

Samuel Finley Breeze Morse.

(Mit Abbildung.)

Dieser geniale Mann, dem die ganze Welt eine der wichtigsten Erfindungen, die elektrische Telegraphie, verdankt, wurde den 27. April 1791 zu Charlestown, im Staate Massachusetts in Nordamerika, geboren. Er erhielt seine Erziehung im Thale-College und graduierte 1810. Um sich zum Künstler auszubilden, ging er nach England, wo damals der berühmte Maler Benjamin West wirkte, erhielt 1813 für seinen ersten Versuch in der Sculptur (sterbender Herkules) die goldene Medaille der Adelphi-Society und lebte dann, in seine Heimat zurückgekehrt, ganz seinem gewählten Berufe. 1829 wurde Morse, während er sich auf einer zweiten europäischen Reise befand, zum Professor der Kunstgeschichte in Neu-York ernannt. Auf dem Schiffe, welches ihn seinem Wirkungskreise zuführte, gab ein Gespräch über die zu seiner Zeit in Frankreich gemachten Entdeckungen betreffend die Verwandtschaft der Elektrizität mit dem Magnetismus dem auch mit Chemie und Physik sehr vertrauten Morse Anlaß, sich mit jenem Gegenstande eingehend zu beschäftigen, und, noch ehe er das Schiff verließ, war die so folgenreiche Erfindung des Schreibtelegraphen in ihrem ganzen Umfange gemacht.



Samuel Finley Breese Morse.

Im Jahre 1835 vollendete er den ersten Schreibtelegraphen und im Jahre 1837, nach jahrelanger Arbeit, konnte er mit dem Resultat seiner Forschungen vor die Öffentlichkeit treten; aber noch 7 Jahre dauerte es, bis der Congreß der Vereinigten Staaten zu Washington dem genialen Erfinder den erforderlichen Credit zur Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen Washington und Baltimore bewilligte. Der Erfolg war den Bemühungen des ausdauernden Morse vollkommen würdig. Den 27. Mai 1844 war die genannte Linie vollendet, und 1871 waren 20,000 Städte und Ortschaften telegraphisch mit einander verbunden. Sogar zwischen New-York und Hongkong konnte der Drath spielen. — Morse hat noch bei Lebzeiten die Früchte seiner großartigen Bestrebungen geerntet, ein Glück, das Wenigen zu Theil wird. Kaiser und Könige haben ihn mit Auszeichnungen, als Orden, Kreuzen, goldenen Medaillen und Diamanten, geehrt, die bedeutendsten gelehrten Gesellschaften der alten und der neuen Welt ihn zu ihrem Mitgliede angenommen, die Vertreter zehn europäischer Regierungen haben ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit die Summe von 4,400,000 Fr. votirt, und die „Kinder des Telegraphen“ noch bei seinen Lebzeiten eine Statue im Centralpark zu New-York errichtet. Den schönsten Lohn aber trug Morse in sich selbst, das erhebende Bewußtsein, der Mit- und der Nachwelt für immer genützt und so sich ein unvergängliches Denkmal, als eines von Erz, gesetzt zu haben. Den 2. April 1872 ist er aus dem Kreise der Lebenden geschieden, aufrichtig betrauert von Allen, die seinen Namen gekannt hatten.

Links geht er, rechts geht er.

(Mit einer Abbildung.)

Der Nößliwirth von Pfäffigen war nicht auf den Kopf gefallen und das Maul lief ihm so glatt und schnell wie ein Mühlrad. Schon in seiner Jugend war er ein gewirter Bursche gewesen und jetzt wo er nach langem Aufenthalte in Amerika als gemachter Mann zurückgekommen und das Gasthaus zum Nößli geerbt hatte, meinte er fast, er höre das Gras wachsen und wer ihn über den Löffel hasiren wolle, müßte früh aufstehen. Aber es ist schon mancher guten Käse eine Maus entronnen und auch der dicke Nößliwirth sollte erfahren, daß er noch nicht in alle Spiel gerecht sei.

Es war an einem stillen Sommernachmittag, als die Leute in der heißen Sonne auf dem Felde schafften, als zwei stattliche Herren mit glitzerigen goldenen Ketten von der nahen Eisenbahnstation dem weißen Nößli zuwanderten und vom Wirth, dem der Nachmittag schier langweilig zu werden anfing, freudig begrüßt wurden. Sie bestellten ein gutes Essen mit Allem, was öppé das Nößli von extra Feinem vermochte, dazu die besten Weine und für den Nachtisch Champagner, zu dem sie den Wirth freundlich einluden. Die Herren hatten sich Speise und Trank trefflich schmecken lassen und waren lustig und guter Dinge. Nicht wahr, Ludi, meinte der eine, ein kleines zierliches Männchen mit schwarzem Haar und Schnauz, nicht wahr, es ist doch ein gutes Ding, so ein feines Diner, besonders, wenn es Einem nichts kostet? Da hat man's, erwiderte der Größere, Blonde; wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen; aber schweig nur still, dir wär' es auch nicht besser ergangen und du hättest die Wette eben so gut verloren wie ich. Welche Wette, mit

Erlaubniß zu fragen? sagte der Wirth, der aus Amerika eine große Vorliebe für Wetten mitgebracht hatte. Ach, eine einfältige Geschichte, die mir heute dieses Mittagessen und hundert Franken dazu gekostet hat, von allem Spott, den sie mir eintrug, ganz zu schweigen. Sist nicht der Mühe werth zu erzählen; gebt mir lieber Feuer für meine Cigarre. Ho, meinte der Wirth, während er die Zündhölzchen brachte, erzählt sie mir einneweg; als ich noch in New-York meine Wirthschaft hatte, hab' ich auch oft und viel gewettet, aber immer gewonnen. — Nun, dießmal hättet Ihr auch verloren, sagte der blonde Herr, so leicht die Sache auch aussieht. Hört zu, wie mir's gegangen ist. Vor ein paar Tagen bei einem lustigen Mittagsmahl wie heute meinte mein Freund da, es sei nicht möglich für einen Menschen, eine halbe Stunde lang stets dieselbe Bewegung zu machen und dieselben Worte zu sprechen trotz aller Störung. Mir kam die Sache leicht vor und ich wettete mit ihm um ein gutes Diner und hundert Franken, ich wolle mich eine halbe Stunde lang vor der Wanduhr aufstellen und trotz aller Störung, immer dem Pendelschlag mit der Hand folgend, sagen: Links geht er, rechts geht er. Zu stören sollte ihm erlaubt sein, nur anrühren durfte er mich nicht. Etwa zwanzig Minuten lang ging die Sache ganz gut; der Berni konnte sagen und schreien, was er wollte, er störte mich nicht und schon meinte ich gewonnen zu haben, als auf einmal einer aus der Gesellschaft ausrief: Da geht die hübsche Fräulein Klara mit dem Hauptmann B. Arm in Arm spazieren. Nun müßt Ihr wissen, daß ich den Hauptmann B. auf den Tod nicht leiden kann; die Fräulein Klara dagegen aber desto besser und daß ich schon lange gefürchtet

hatte, der verfluchte Hauptmann sage in meinem Gehege. Zuerst glaubte ich natürlich, die Sache sei erfunden, um mich zu stören und fuhr ruhig fort: Links geht er, rechts geht er. Aber als Einer nach dem Andern an's Fenster sprang und seine Bemerkungen über das Päärchen machte, als man beschrieb, wie sie aussiehe und wie glitzerige Augen sie dem B. mache, da hielt es mich endlich nicht länger, ich sprang an's Fenster und sah und fand natürlich nichts als ein unauslöschliches Gelächter und die Überzeugung, daß ich schmählich gespofft und die Wette verloren sei. Ja, meinte Berni lachend, indem er noch eine neue Cigarre anzündete; es war mir schon Angst, du könntest gewinnen und da hab ich eben gedacht: helf, was helfen mag. — Es ist kurios, sagte der Wirth, wie ungleich die Leute sind, ich hätte die Wette jedenfalls gewonnen und wenn's den Herren recht ist, so will ich es gerne probiren.

Rößliwirth, Rößliwirth, ihr könnett Euch den läzen Finger verbinden, erwiederte Berni; ich habe schon manchen Menschen auf diese Weise gefangen; ich warne Euch freundschaftlich. Warnung hin, Warnung her, sagte der Wirth, in dem nun der Wettenteufel los war; ich wag es auf die gleichen Bedingungen; der müßte früh aufstehen, der mich fangen wollte. — Ich habe Euch gewarnt, daneben könnt Ihr's machen wie Ihr wollt; ich gehe die Wette ein; da sind meine 100 Franken, lachte Berni und legte eine Banknote auf den Tisch. Und hier sind meine in lauter neuen Napoleons, sagte der Wirth und legte die Goldstücke daneben. Jetzt ist es halb drei Uhr, um drei hab ich gewonnen. Sprach's und stellte sich vor die Schwarzwälderuhr, fuhr je nach dem Pendel mit dem Arm links oder rechts



Links geht er, rechts geht er.

und wiederholte jedesmal: Links geht er, rechts geht er. Die beiden Fremden probirten alles Mögliche, um ihn zu stören; da sah der Eine, wie im nächsten Dorfe Feuer aufging; der Andere, wie ein entronnenes Ross mit dem Wägelchen der Ware zustürmte. Es half Alles nichts; der Rößliwirth stand wie eine Mauer und bewegte sich so regelmäfig wie der Pendel: Links geht er, rechts geht er. Es mochte etwa 10 Minuten vergangen sein, als Ludi meinte: Wir sehen schon, Rößliwirth, daß Ihr es könnt, laßt es nur gut sein, der Berni wird doch zahlen müssen. Oho, dachte der Wirth, mit Speck fängt man die Mäuse, aber nicht den Rößliwirth: Links geht er, rechts geht er. Wieder waren ein paar Minuten verstrichen, da sagte Berni: Ja, wenn Ihr partout fortfahren wollt, wir haben nichts dawider; aber es macht wohl warm da drin, wir gehen einstweilen in den Garten. Auf Wiedersehen um 3 Uhr! Die beiden Herren verließen das Zimmer. Halt, ihr wollt mir durch's Schlüsselloch zusehen, um mich dann, wenn ich etwa aufhöre, zu erappen; aber nein, der Rößliwirth ist euch doch noch zu pfiffig; links geht er, rechts geht er! Wieder ein paar Minuten, da kommt der kleine Bube des Wirths in's Zimmer. Vater, du sollst herunter kommen, der Maurer ist da wegen der Gartenmauer. Der Vater schüttelte nur den Kopf: Links geht er, rechts geht er, so daß der Kleine ganz verlegen dastand und nicht wußte, ob es dem Vater im Kopf oder an der Leber fehle und als auf neues Reden der Vater ihm einen unsanften Stups versetzte, ohne mit seinem Links und Rechts aufzuhören, lief er heulend und schreiend davon. Der Zeiger stand schon ganz nahe bei drei, als auf einmal die dicke Wirthin, zündroth wie ein welscher Hahn, hereinstürmte und, die Hände

auf den Hüften, schrie: Eh doch, du donners Narr, was soll das dumme Zeug; bist voll oder hast ein Rädli zu viel im Kopf? Mach jetzt, daß du herunterkommst, der Maurer will fort und der Wirth vom Chrottebäddli will dir das letzte Fäschchen zahlen. — Links geht er, rechts geht er, links geht er, rechts geht er! war die Antwort des Wirths, der mit Spannung dem Zeiger zusah, bis er endlich mit dem Schläge drei auffsprang und laut ausrief: Gewonnen! Gewonnen, was gewonnen? schnauzte die Wirthin; eher verloren und zwar den Verstand; das Mannevolk ist schon sonst nicht das gescheiteste, geschweige denn, wenn's ihm im Oberstübchen unrichtig ist. Was hast denn gewonnen? Hundert Fränkli, baar auf dem Laden, von den beiden Herren, die da gegessen haben; ich habe mit ihnen gewettet. Von den Herren? die sind schon vor einer Viertelstunde mit der Eisenbahn fort, sagte die Wirthin, mit großen Augen den verdutzten Mann anschauend. Fort, das wäre doch der Teufel! schrie der Rößliwirth, zum Tische springend. Ja wohl, fort waren sie und mit ihnen das Geld und die silbernen Gabeln und Löffel und der Rößliwirth hatte gewonnen und verloren zugleich. Wie es ihm an jenem Abend noch mit seiner rähen Frau ging, das weiß der Vate nicht; nur so viel kann er berichten, daß er am andern Morgen verdächtige rothe Striemen im Gesicht und ein schön himmelblaues Auge aufzuweisen hatte. Von Berni und Ludi hat er nie wieder etwas gehört, eben so wenig von seinen Löffeln und Gabeln und wenn man ihm heute von Wetten spricht, so macht er ein Gesicht, wie wenn er mit einem hohlen Zahn auf ein grobes Sandkorn gebissen hätte.

Die verherte Geiß.

(Mit Abbildungen.)

Das am heiterhellen Tag am Märit zu Haldenwyl im Bernerlande eine Geiß verhert werden könnte, hätte wohl Niemand geglaubt, und am wenigsten der Storzenköbi aus dem Habergraben, als er mit seiner stattlichen weißen Gibe am frühen Morgen dem weltberühmten Haldenwylermärit zuzog. Heut' aber schwört er Stein und Bein, vor Herenwerk sei Niemand sicher und der Teufel sei ein Schelm sogar am hellen Tage. Es ist wahr, es ist dem Storzenköbi in Haldenwyl wohl strub gemacht worden, aber Herenwerk war keins dabei und heute, wo die Sache schon lange vorbei und gemäht ist, darf man wohl sagen, wie sie eigentlich zugegangen ist.

Der Storzenköbi war ein Heiliger, aber ein kurioser; ein langer dürrer Mann mit kurzgeschorenem Haar, fahlem Gesicht, aus dem die rothe Nase wie ein rothbackiger Alpfel aus dürrer Laube hervorsah, mit triefenden Augen, die er aber trefflich zu verdrehen wußte, halb bäurisch, halb städtisch gekleidet. Wovon er lebte, wußte eigentlich Niemand recht, als er selbst, und seine zahlreichen Schuldner, meist kleine Schulden-Bäuerchen oder Täuner, denen er hie und da in Geldverlegenheiten aushalf, um Gottes willen, wie er sagte, für 20—50 p.C. wie die andern sagten. In seiner Jugend war er ein Schuhmacher gewesen, und zwar keiner von den besten und fleißigsten; später aber war der Geist über ihn gekommen; er hatte sein Handwerk aufgegeben, die Hütte im Habergraben, die ihm als Erbe von einer alten Base zugefallen war, bezogen und diente nun, wie er sagte, Gott und seinen Nebenmenschen.

Wie sehr die letztern ihn zu rühmen Ur-

sache hatten, haben wir gesehen; mit dem Himmel aber mußte er auf besonders vertrautem Fuße stehen, denn da und dort wußte er viel von himmlischen Erscheinungen zu berichten, die seine stille Hütte am Habergraben heimgesucht hätten. Auf dem Kirchenbesuch hielt er zwar nicht viel, die Pfarrherren hätten alle nicht den rechten Geist, meinte er, daneben war er aber bunterbar geistlich, konnte die Offenbarung Johannis schier auswendig und wußte viel vom neuen Jerusalem zu erzählen, wenn er mit reichen alten Bäbenen über die verderbte Welt seufzte und flagte.

Es war noch früh, als Storzenköbi im Städtchen anlangte und da der Märit noch schwach besucht war und er selbst auch noch einige dringende Geschäfte, die aber das Licht nicht gut vertragen konnten, mit dem alten Kräutertrini, der Gräplerin, abzumachen hatte, band er seine Geiß kurzweg an den Eckstein vor der Schmiede und ging seiner Wege. Die Sonne stieg höher und höher; in der engen Gasse wurde es heiß, die Geiß meckerte wehlich nach Wasser und Futter, aber kein Storzenköbi ließ sich blicken. In der Schmiede war schon lange Alles in voller Arbeit und die schweren Hämmer dröhnten auf dem Ambos, das glühende Eisen zischte und spritzte. Der Schmiedemeister Peter, ein starker Mann mit struppigem, schwarzem Bart, wischte sich mit ruhiger Hand das schweißtriefende Gesicht. Seh, Fritz, rief er seinem neuen Gesellen, der erst vor ein paar Tagen bei ihm eingetreten war, zu, seh Fritz, gang lueg, was die Geiß e so z'brüele het, es düecht mi, der Meister sott öppe zu're luege. Fritz ging hinaus und kam bald mit trübseligem Gesicht zurück. O Meister, sagte er, das ist üses Lys, wo my Mueter vor 8 Tage

dem Storzeköbi an e Schuld fürs z'halb Geld
het müsse gä; die bringt er jez uf e Märit
und lat se sit dem frühe Morge a der Hiz
stah. — Dyr Muetter ihri Geiß, fragte der
Schmied, und dem Storzeköbi het sie sie
müsse gä? ja, i Kenne das Chrutz; das ist mer
eine vo de rechte, der Herrgott uf der Zunge
und der Tüfel im Herz; e Hütchler und e
Wucherer, wie's chum e zweute git. Seh zell
mer, wie das gange ist. Frix gab in kurzen
Worten Bescheid, wie einmal seine Mutter,
während er sich noch auf der Wanderschaft
befand, in dringender Verlegenheit um den
Hauszins, sich an den frommen Storzeköbi
gewendet und von ihm ein kleines Darlehen
erhalten habe, wie sie ihm an Zins in zwei
Jahren schon mehr als die ganze Summe
zurückbezahlt und nun eben, vor ein paar
Tagen, wo Frix mit leerem Beutel von der
Wanderschaft zurückkam, ihr letztes Eigen-
thum, die stattliche, liebe Lise dem augenver-
drehenden Gläubiger für den halben Werth
habe überlassen müssen.

So ist das e so, meinte der Schmied, und
strich sich den schwarzen Bart; was meinst
Frix, wenn ich deiner Mutter die Geiß wie-
der verschaffe? Du gefällst mir, du bist ein
braver Arbeiter und siehst mir nicht wie ein
Blaumacher aus und dem Storzeköbi möchte
allweg die Freude an seiner Geiß und ihren
Verkauf stören. Laß mich nur machen und
lege mir die große Zange da ins Feuer bis
sie schwarzarm ist und dann bleibe dahinten
in der Schmiede und zeige dich draußen nicht!
Frix that wie ihm befohlen ward, ohne großes
Zutrauen zu den Künsten seines Meisters zu
haben; denn wer den Storzeköbi fangen
wollte, mußte früh aufgestanden sein, meinte
er. Schmied Peter sagte nichts mehr; er ließ
eine Kerze im Feuer aus und als die Zange

ansing schwarzarm zu werden, bestrich er
mit dem Unschlitt fein säuberlich beide Hörner
der Lise, fasste sie mit der
Zange und drehte sie lang-
sam nach vorn. Er war kaum
fertig geworden und wieder
in der Schmiede verschwun-
den, als schwankenden Schrit-
tes Storzeköbi um die Ecke
bog, um seine Lise, für die

er einen Käufer gefunden, abzuholen. He
z'Do — ach du mein Heiland, rief er aus, als
er der kuriosen Geiß ansichtig wurde, was ist
mit dem Thier gegangen, ist das z'Lisi oder
ist's es nicht? D'Hörner gegen vorne und
sonst alls gleich wie vorher und da der schwarz
Fleck zwischen den Ohren; das geht nicht mit
rechten Dingen zu, die Geiß ist verhext! und
spornstreichs lief er davon, dem Krämer zu,
wo er den Grabenjoggi aus seiner Gegend
wußte. Der Tufsiggottswille, rief er ihm zu,
chumm lueg was mit Lise ist, ich weiß nit ist
es se oder ist es se nit; sie gseht akurat us, wie
wenn es se wär, aber d'Hörner si vorderzi
dräyt; da het der Tüfel oder e so ne donners
Her ihre Hand im Spiel gha; albe het me se
no verbrönnt, aber hüt ist e ke Glaube und e
ke Sege meh im Land. Numen hübscheli, er-
wiederte Grabenjoggi kaltblütig, denn er hatte
bald bemerkt, daß Storzeköbi in seinen geistli-
chen Gesprächen auch mit dem Chriesigeist gute
Bekanntschaft gemacht hatte. Numen hübscheli;
han is doch miner Lebtag no nie ghört, daß e
Geiß d'Hörner fürezi treit; du wirst lez gluegt
ha; aber cho will ich, das Herewerk möcht i o
gseh. Bald war die abgelegene Schmiedengasse
wieder erreicht und da stand die Gibe; aber
o Wunder, ein Horn hatte sie jetzt nach vorn,
das andere nach hinten gedreht. Der Schmied
hatte unterdessen rasch seine Zange wieder



warm gemacht und das eine Horn zurückgebogen; an das andere wollte er sich just machen, als er Storzeköbi's Stimme im Gäßchen hörte und für gut fand, einstweilen zu verschwinden. Jetzt aber wollte es dem Storzeköbi nümme besseren; der Schlötter fuhr ihm in die Kniee und auch dem Grabejoggi fing die Sache an unheimlich zu werden. Da ist öppis unghürigs, meinte er, da fehlt si nüt dra; weißt was? zu de Kapuzinere ist es jeyz z'wit, reich du emel ase einisch der Polizeier, dä cha de luege was mit der Gibe ist. Der gute Grubenjoggi scheint nicht gewußt zu haben, daß man unsere Polizeier und Landsäger sonst nicht gerade zu den Herenmeistern rechnet. Item, Storzeköbi war mit dem Rath zufrieden und beide machten sich auf, den Polizeier zu suchen. Als aber der endlich hinter seinem Schoppen aufgefunden und berichtet worden war und nun mit Storzeköbi, Grabejoggi und dem Käufer, gefolgt von allen Gassenbuben des Städtchens dem geheimnisvollen Thiere zuschritt, da hatte Schmiedpeter schon lange auch das andere Horn wieder zurückgedreht und Eise stand wieder wie vorher mit zwei gewöhnlichen Hörnern da und meckerte aus Leibeskräften. Der Storzeköbi ward käßbleich; daß da etwas Ungutes im Spiele sei, stand ihm nun bombenfest; er zitterte, wie wenn ihn der böse Feind schon am Chuttefleck hätté und um kein Lieb hätte er die Gibe wieder angerührt oder gar wieder heimgeführt. Der Käufer erklärte rundweg, eine verherte Gibe wolle er nicht in seinem Stall und ebenso wenig wollte Grubenjoggi etwas davon wissen. Der Schmiedpeter,



scheinbar nur durch den Lärm von seiner Schmiede herausgelockt, kam langsam hervor und hörte dem Hin- und Widerreden eine Zeit lang ruhig zu. Von irgend einem Spuck wollte er natürlich nichts gesehen haben. Eue Ma, sagte er endlich zum Storzeköbi, die Sach ist nicht richtig; wer weiß welt Her da d'Hand im Spiel het; i ließ die Geiß la si, da ist ke Sege derby; gib du sie dem Schinder. S'ist allweg schad, s'ist süss es schöns Thier, es hätt mer selber gfalle, aber e verherte Geiß möcht i o nit. Dem Schinder sie zu geben, dazu war Storzeköbi viel zu huslich und etwas wollte er doch aus dem Thier herausschlagen; daß dem Schmied die Geiß nicht übel gefiel, hatte er bald gemerkt und seelenfroh war er, als endlich Schmiedpeter nach langem Bitten und Betteln einwilligte, die Geiß für ein Spottgeld zu kaufen. Thues nit gern, meinte Peter; aber ein Schmied muß immer mehr können als Brod essen und versteht auch etwas von der schwarzen Kunst; nimmt mich Wunder, wer mehr kann, die donders Hex oder i; da hescbt dis Geld; i will probiere das Herewerk z'verstöre. Der Storzeköbi war seelenfroh, mit dem verherten Thier nichts mehr zu thun zu haben, der Schmied war froh über den gelungenen Spaz und nicht minder Friz, der schon nach ein paar Tagen die brave Eise, als ersten Verdienst, frei von allem Herenwerk und Zauber seiner alten Mutter wieder in den Stall führen konnte.

Origineller Meilenzeiger.

Bei Reichenbach in Böhmen steht ein Meilenstein, worauf zu lesen ist: „Bis Friedland 6 Stunden, wer aber nicht lesen kann, gehe bis in's nächste Dorf, wo man ihn schon zurecht weisen wird.“

Zur Weltgeschichte.

Lehrerin: „Weißt du auch, Anna, wer Karl der Große war?“

Anna: „Ja wohl, Karl der Große war der Schirmherr der Kirche.“

Lehrerin: „Sag' einmal, Lina, was ist ein Schirmherr?“

Lina: „Ein Parapluiemacher.“

Guter Rath.

Als ein Schauspieler den Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe“ als Gastrolle nicht ohne Beifall gespielt, und ein Kritiker mehr boshaft als witzig öffentlich geäußert hatte: „Er war als Kalb vollendet,“ schlug jemand dem Gefräntken vor, in die Zeitung setzen zu lassen: „Ich danke dem Herrn Recensenten für seine väterliche Beurtheilung.“

Die weiblichen Taufnamen.

Lehrer: „Die weiblichen Taufnamen werden öfters aus denen des männlichen Geschlechts durch Anhängen der Silben a oder ina abgeleitet. Zum Beispiel Augusta von August, Wilhelmina von Wilhelm, Karolina von Karl. — Du, Meyer, woher leitet sich wohl der Name Katharina?“

Meyer: „Von Katarrh.“

Mißverständniß.

Angler: „He, lieber Freund, habt Ihr hier keine „Pferdesliegen“ gesehen?“

Bauer: „Nein, mein lieber Herr, Pferd' hab' ich noch keine fliegen g'sehn, aber 'nen Esel, mein' ich, hab' ich g'rad reden gehört.“

Ein theures Andenken.

Emil: „Meine heißgeliebte Amanda, willst Du mir nicht eine Locke Deines herrlichen Haares verehren, ich werde sie als

kostbares Andenken ewig auf meinem Herzen tragen.“ —

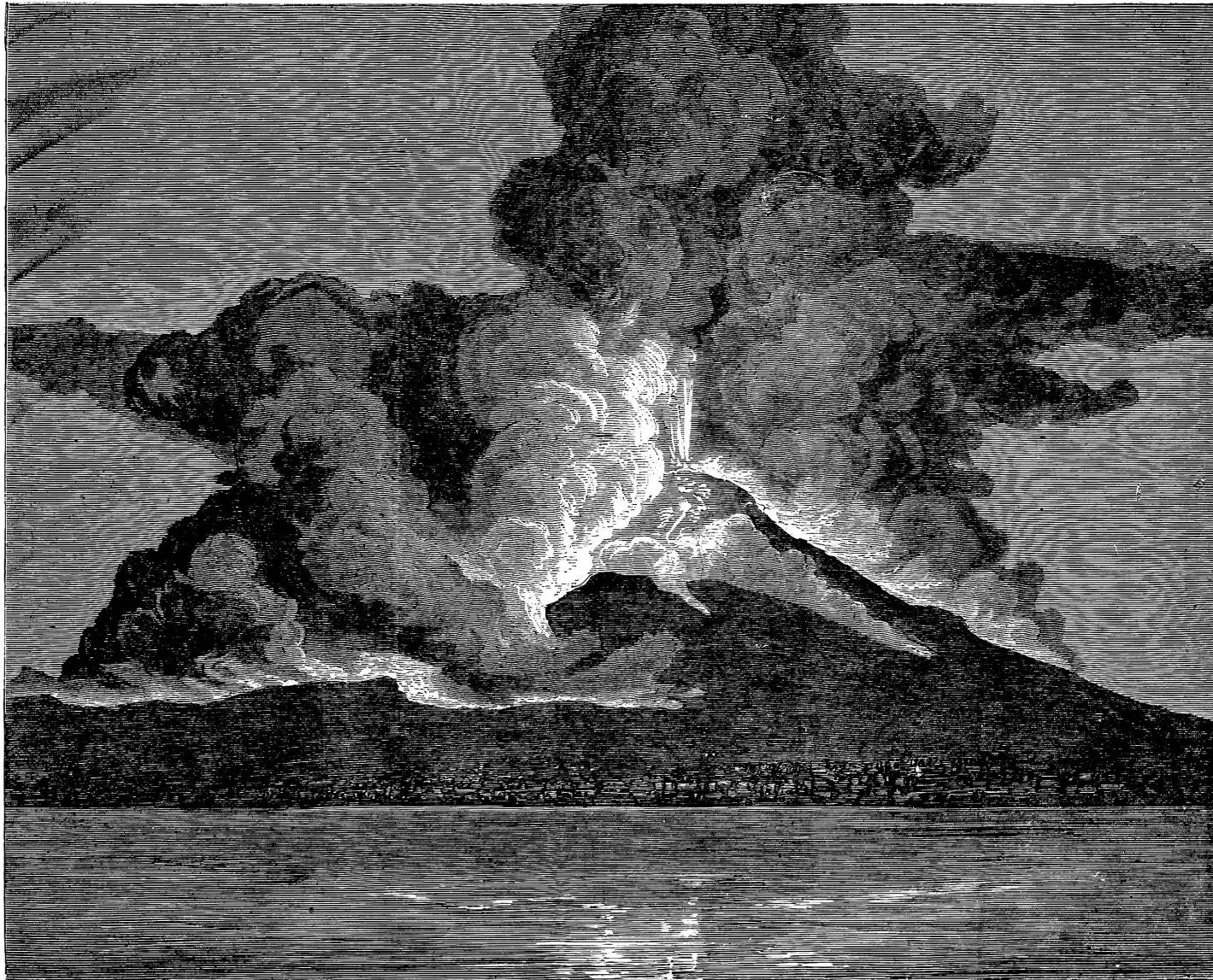
Amanda: „Du kannst doch nicht verlangen, daß ich Deinetwegen mein Haar verkürze, ich will Dir aber meinen Chignon vom vergangenen Winter schenken.“

Der Ausbruch des Vesuvs im April 1872.

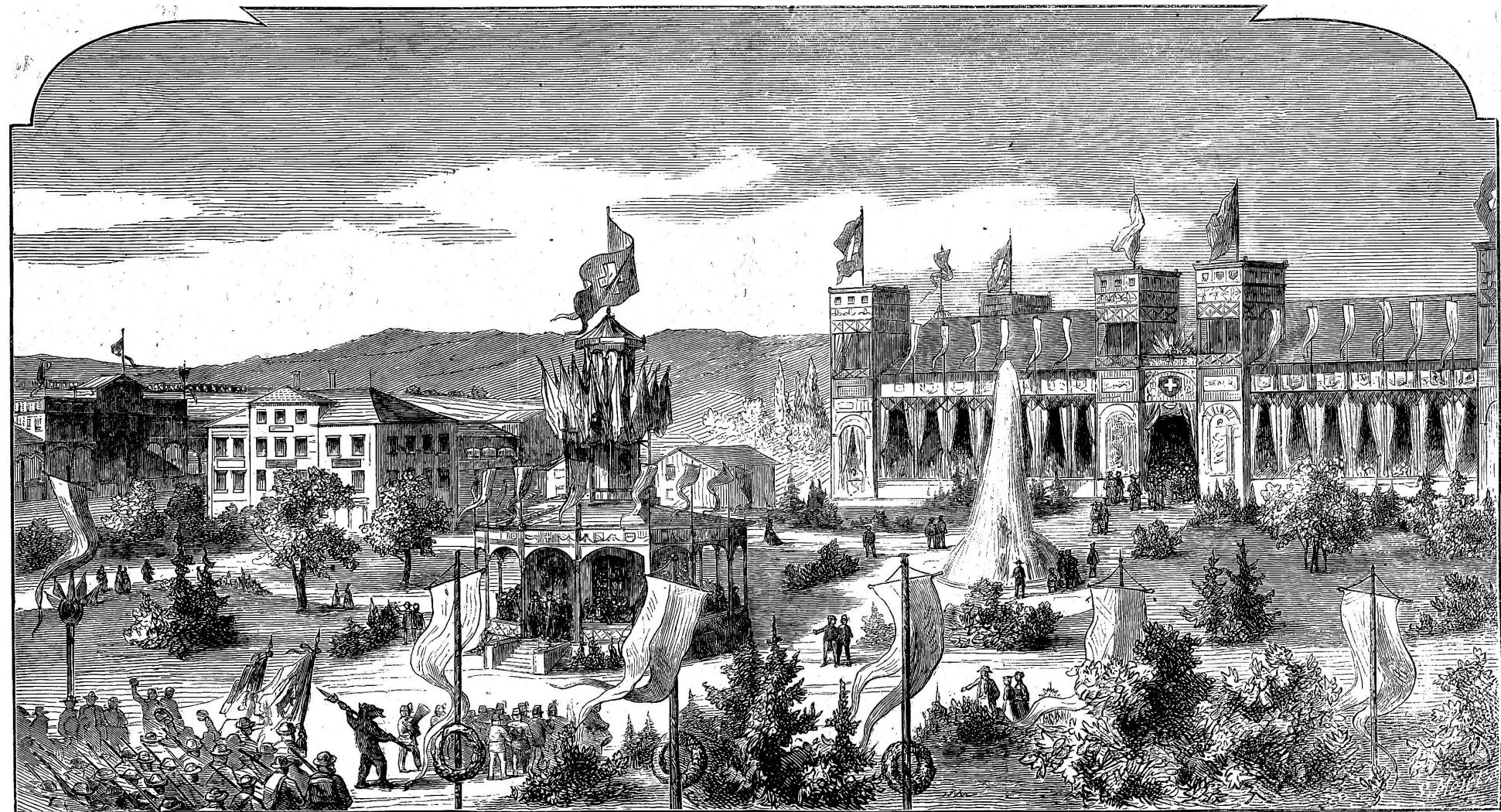
(Mit einer Abbildung.)

Weit hinter den Bergen im südlichen Italien liegt ein Landstrich so schön, daß man von ihm sagt, es sei ein zur Erde gefallenes Stück Himmel; ein reiches, herrliches Land vom blauen Meere bespült, mit mächtigen Apulienwäldern, aus deren Grün die weißen Glockentürme zahlloser Dörfer und Städte neugierig hervorschauen, mit üppigen Mais- und Weizenfeldern, mit Weinbergen, Feigen- und Mandelbäumen, mit Orangen- und Citronenhainen; ein Land, das den Winter kaum kennt, mit ewig klarem, wolkenlosem Himmel. Und wie ein Edelstein in kostbarer Fassung liegt mitten in dem gartengleichen Lande eine herrliche Stadt, vom Meere an zu den Höhen stufenförmig aufsteigend, mit hohen Thürmen und stolzen Palästen, die Stadt Neapel. Hinter der Stadt da erheben sich in weitem Bogen Berg an Berg, die einen mit Laubwald umkränzt, mit Schlössern und Klöstern gekrönt, die andern in weiter Ferne blau und duftig, wie der Jura an schönen Herbstabenden. Ein Berg ist es besonders, der unsere Aufmerksamkeit fesselt: ein steiler Kegel, der hinter der Stadt aufsteigt; ein leichtes Wölklein haftet an seinem Gipfel und bei Nacht leuchtet es im feurigen Schein. Es ist der Vesuv, der gefährliche Nachbar der schönen Stadt, so unschuldig und friedlich er auch zu gewöhnlicher Zeit aussieht.

Der Vesuv ist bekanntlich ein feuerspeisender Berg und was ein solcher ist, braucht der



Der Ausbruch des Vesuvs im April 1872.



Das Schützenfest in Zürich, 10. — 22. Juli 1872.

Bote seinem geneigten Leser nicht zu erklären. Der Leser weiß so gut wie er, daß die feuerspeienden Berge oder Vulkane die Kamme sind, durch welche die feurigen Massen des Erdinneren mit der Oberfläche der Erde in Verbindung stehen. Es sind gewöhnlich kegelförmige Berge, die auf ihrem Gipfel oder an den Seiten trichterförmige Löcher haben, sogenannte Krater aufweisen. In gewöhnlichen Zeiten sind sie still und unschädlich, nur Rauchsäulen und Feuerschein verkünden die Gluth ihres Innern; hier und da aber werden sie unwirsch; im Innern des Berges fängt es an zu grollen und zu tosen, Erdbeben stellen sich ein, die Rauchsäule wird stärker und stärker, Asche und Schlacken werden hoch in die Luft geschleudert und endlich brechen feurige, stromgeschmolzene Steine, die Lava, aus dem Krater oder aus den Seitenspalten hervor und wälzen sich langsam wie feurige Schlangen verheerend und zerstörend zum Thale hinab; Felder und Wälder werden dadurch versengt oder überdeckt, Städte und Dörfer verschüttet oder vom Aschenregen begraben und Jahre lang dauert es oft, bis der Strom ganz abgeführt ist.

Ein Vulkan ist ein heimtückischer Geselle, ein rechter Duckmäuser. Jahrhunderte lang scheint er oft zu schlafen, weder Rauch noch Feuerschein sind sichtbar, der Krater füllt sich mit Wasser oder herabgestürzten Steinen und der Berg sieht so friedlich aus, wie etwa der Niesen oder der Napf. So hat es auch der Vesuv gemacht. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wußte man kaum mehr, daß er ein Vulkan sei. Kleiche, herrliche Städte lagen an seinem Fuße; hier Bajä, der üppige Badeort der Römer, dort Stabä, Herkulanium und Pompeji, von lebensfrohen Griechen bewohnt. Es war im Jahre 79 nach Christi Geburt, als es zuerst in dem erloschenen Vulkan sich zu regen begann. Ungeheure Rauchsäulen qualmten aus seinem Krater empor, die Erde fing an zu bebren. Aber die leichtlebigen Griechen, die üppigen Römer lehrten sich nicht an diese Vorzeichen; das Volk drängte sich in Theatern und Bädern nach wie vor. Thier- und Sklavenkämpfe waren ihm wichtiger als

die drohende Rauchwolke über dem Vesuv. Bis im August war der Ausbruch erfolgt und 3 Tage und 3 Nächte andauernd die ganze Gegend mit Asche und ausgeworfenen Steinen verschüttet. Fast 18 Jahrhunderte sind verflossen seit jenem Ausbruch des Vesuvs. Pompeji ist jetzt aus der Asche, welche die Stadt 20 Fuß hoch bedeckte, wieder hervorgegraben worden; man hat seine Straßen und Bauwerke aufgedeckt; das Aschengrab hat Alles getreulich aufbewahrt: Wandgemälde und Haussgeräthe, Hausschilder und selbst die Inschriften an Mauern und Wänden, wie sie die Buben vor 1800 Jahren so gut hinschmierten wie die heutigen. Man hat in den Kellern noch die Leichen derjenigen gefunden, die sich nicht schnell genug aus der dem Untergang geweihten Stadt retten konnten, die sich bei der Rettung ihrer kostbarkeiten zu lange säumten, und am Thore fand sich noch die römische Schildwache, die ihrer Pflicht getrennt, auf dem Posten ausharrte, bis der Tod sie ablöste. Herkulanium liegt heute noch unter der erstarrten Lava und auf derselben hat sich nun ein neu Geschlecht angesiedelt, das hehre Portici steht auf dem Grabe der alten Herkulanner. Seither ist der Vesuv fast jedes Jahr wieder ausgebrochen und hat seine Umgebung bedroht. Im Oktober 1822 verfinsterte sein Aschenregen den klaren Himmel Neapels einen ganzen Tag lang und ein 12 Fuß hoher Lavastrom floß eine Meile weit. Im Jahr 1844 vernichtete er die ansehnliche Ortschaft Torre del Greco, und doch, so kurz ist das Gedächtniß und leicht der Sinn der Menschen, siedelt man sich immer wieder an seinem Fuße an, haut Dörfer und Städte und pflanzt Neben und Fruchtbäume zwischen noch glühenden Lavaströmen.

In diesem Jahrhundert war die vulkanische Thätigkeit des Vesuvs besonders lebhaft, so zu sagen nie ganz unterbrochen; doch waren die Ausbrüche meist nicht sehr stark, so daß die Anwohner des Berges sich an die Gefahr gewöhnten und wie vor 1800 Jahren die Bewohner von Pompeji und Herkulanium die Rauchsäule kaum mehr beachteten. Da begann plötzlich in der Nacht vom 25. auf den 26.

April des Jahres 1872 die Lava aus einer kleinen Spalte zu dringen, die sich Tags zuvor mit lautem Tosen an der Südseite des Hauptkraters gebildet hatte. Die Spalte vergrößerte sich und in der Nacht erschien der Vesuv wie von einem Flammengürtel umgeben, von dem aus verschiedene glühende Lavaströme herunterflossen. — Unter entsetzlichem Getöse wurden gewaltige Steinmassen in die Luft hinausgeschleudert. Die schwarzen Streifen zwischen den feurigen Lavaströmen wurden schmäler und schmäler. Bald vereinigten sich die glühenden Massen und der ganze Berg schien in Flammen aufzugehen. Der Himmel war verdunkelt von der ungeheuren Aschenwolke, der Berg krachte und drohte und gluth heiß schnob der Wind herüber; die Erde bebte; Häuser und Bäume, vom Gluthauch der Lava versengt, loderten in Flammen auf. Dort brennt San Sebastiano; hier ergießt sich ein blutrother Lavastrom von Fels zu Fels und bedroht Nisina und San Giorgio.

Auf den Straßen Neapels drängt sich heulend und schreiend das Volk. Jeder Augenblick bringt neue Schreckenskunde. Viele sind beim Anfange des Ausbruchs, als noch Niemand seine Heftigkeit ahnte, hinausgezogen, um das furchtbare Schauspiel in der Nähe anzusehen; mit verstörten Mienen, Entsetzen und Todesangst in den verzerrten Bügen kehren sie zurück, nicht alle, denn viele sind von der Lava umringt und begraben, von glühenden Steinen erschlagen, vom heißen Dualme erstickt worden und hie und da ward eine Leiche mit gräßlich rothem Fleische wie aus dem Dampfkessel gezogen zum Spitäle der Pellegrini gebracht. Wie viele Menschenleben der Ausbruch gekostet, wird man kaum genau erfahren können; denn die Mehrzahl seiner Opfer hat der Vesuv unter seiner Lava begraben. Alle Straßen von Neapel sind von Menschen gefüllt, lange Reihen von Wagen mit Kranken und Hausgeräthe winden sich durch den Strom der Flüchtigen, die schwer bepackt, bald betend, bald fluchend der sichern Stadt zueilen. Vor allen Heiligen werden Kerzen angezündet und die Bildsäule des heiligen Ja-

nuarius auf der Brücke della Maddalena ist von zahllosen Betern umlagert. Soll ja doch der Heilige schon einmal dem Lavaströme ein bis „hieher und nicht weiter“ zugeraufen und damit Neapel gerettet haben. Warum sollte heute der Schutzpatron weniger gnädig sein. Scharen von Frauen und Mädchen pilgern singend und betend zu ihm hin, mit aufgelösten Haaren, das Crucifix voraus, seinen Schutz zu erflehen: San Gennaro, San Gennaro, rette uns! Man bekränzt sein Bild mit Blumen und bunten Bändern und Hunderte liegen vor ihm auf den Knieen, als ob das steinerne Bild mit der drohend ausgestreckten Hand dem Lavaströme gebieten könnte.

Endlich ist die Wuth des Vulkanes erschöpft und San Gennaro hat sich nicht für Neapel anzustrengen gebraucht; die Lavaströme sind erstarrt, die Erde hebt nicht mehr, der Himmel wird wieder blau und das Donnern im Innern des Berges ist verklungen. Professor Palmieri, der mit seltenem Heldenmuthe die ganze Zeit hindurch in dem Observatorium am Abhange des Berges, unbekümmert um die drohende Todesgefahr, den Verlauf des Ausbruches beobachtet hatte, konnte am 1. Mai das Ende der Eruption anzeigen und nicht lange wird es wohl dauern, bis die leichtlebigen Neapolitaner sich wieder zwischen den kaum erloschenen Lavaströmen ansteheln, ihre zerstörten Häuser wieder aufzubauen werden; und wenn nach tausend und aber tausend Jahren vielleicht ein Reisender unter Lava und Asche nach den Stuinen Neapels sucht, so findet er wieder auf den Gräbern des alten Geschlechtes die Wohnstätten und Weinberge des neuen.

Bequemer Paß.

„Haben's einen Paß?“ fragte ein österreichischer Douanier einen listigen Reisenden. „Ja?“ — „Zeigen's!“ — „In meinem Passe steht, ich brauche ihn nicht vorzuzeigen.“ „Schaun's, das ist mir noch nicht arrivirt, da passirens nur weiter!“

Komische Zeitungsannoncen.

Ein Trödler, der seine Wohnung verändert hatte, ließ in's Wochenblatt setzen: „Ich wohne seit Ostern mir gerade gegenüber.“

Ein Handschuhmacher thut kund und zu wissen: „Bei mir sind zu haben Handschuhe für Herren von Bockleder.“

Guter Trost.

Fremder: „Fahren wir an's Land, mein Bester, das Wasser schlägt zu starke Wellen und da kann man mit einem Male durch Umschlagen verloren sein!“

Schiffer: „Fürchten Sie nichts, mein Herr, der See ist meine Heimath. Hier ist vorige Woche auch ein Fremder ertrunken, aber wir haben ihn am andern Tage gleich wieder gefunden.“

Gefällig.

Ein eingebildeter Geck sagte zu einem Barbierjungen: „Hast Du auch schon einen Affen rasiert?“ — „Nein, mein Herr, erwiderte der Junge, aber wenn Sie sich setzen wollen, will ich es versuchen.“

Dienstfertig.

„Aber, Madame, warum haben Sie mich denn heute Nacht nicht gerufen, wenn Sie solche Schmerzen hatten?“ — „Ich wollte Dich doch nicht auch um Deinen Schlaf bringen.“ — „Ach, deshalb hätten Sie immer rufen können, bei meinem festen Schlaf wäre ich ja doch nicht aufgewacht.“

Zärtlich.

Eine Frau, deren Mann verreist war, schrieb an diesen einen Brief, worin unter

Anderm die Stelle vorkam: „Du fehlst mir überall. O wärest Du schon wieder hier. Ich denke nur an Dich und so oft ich Abends und Morgens in's Zimmer trete und Deinen Schlafrock hängen sehe, wünsche ich, Du hingest auch da u. s. w.“

Das eidgenössische Schützenfest in Zürich.

14. — 22. Juli 1872.

(Mit einer Abbildung.)

Schon seit den Tagen Wilhelm Tell's und wer weiß ob nicht schon vorher ist die edle Schützenkunst in den Schweizerbergen gehext und gepflegt worden. Mit Recht; wir Schweizer sind ein kleines Volk, umgeben von mächtigen Nachbarn, die es schon hie und da nach einem Bispel unseres Ländchen gelüstet hat, und da thut es Noth, daß das kleine Volk in Waffen geübt sei, wenn es, was Gott verhüten möge, wieder einmal für seine Ehre und Freiheit einstehen muß; mit der Entwicklung der Schützenkunst in der Schweiz sind auch die Schützenfeste Brauch und Sitte geworden, und wenn heut' unsere Männer mit Bederli und Martini fröhlich an's Schützenfest gehen, so freuten sich unsere Altvordern, denen freilich noch kein Eidgenössisches Fest winkte, bei ihren bescheidenen Schießen nicht minder ihrer Armbüste und Bogen, ihrer Hackenbüchsen und Reismuketen. Der Schweizer hat es einmal so; er liebt es, sich im friedlichen Wettkampfe mit seinen Landsleuten zu messen, an einem Feste zu zeigen, was er zu Nutz und Fronimen des Vaterlandes gelernt hat, und es ist gut, daß es so ist; es ist gut, daß an eidgenössischen Festen das Volk sich sieht und begrüßt, daß es daran erinnert wird, daß alle Schweizer, ob welsch, ob deutsch eben ein Volk sind; es ist gut, daß Benz und Kunz hie und da dem Bruder Jean und Jaques, Pietro und Antonio die freundeidgenössische Hand reichen und sich

als Kinder der einen Mutter Helvetia erkennen lernen. Der Bote will damit nicht gesagt haben, daß des guten nicht auch zu viel geschehen könne, und daß die Feste nicht einfacher und gerade deshalb volksthümlicher sein könnten. Es ließe sich darüber Manches sagen; aber das steht in einem andern Buch und ist ein wunderbar Kapitel; möglich daß der Bote noch einmal darauf zurückkommt, heute, nach dem herrlichen Schützenfeste von Zürich, wo so mancher böse Span zu Grabe getragen wurde, hat er fast nicht das Herz dazu.

Es war wirklich schön, das Schützenfest zu Zürich, trotz aller Befürchtungen, die man anfänglich gehabt hatte. Der werthe Leser weiß wohl, daß es in den ersten Monaten des Jahres 1872 im Schweizerlande etwas gewitterhaft aussah und daß es links und rechts wetterleuchtete; das Donnern blieb zum Glück auf Zeitungen und Volksversammlungen beschränkt und daß es irgendwo eingeschlagen hätte, davon hat der Bote nichts gehört. Die Frage Ja oder Nein schien eine Zeitlang die Schweizer in zwei Lager theilen zu wollen; und die Abstimmung vom 12. Mai hat bewiesen, daß die beiden Meinungen für und gegen Bundesrevision ziemlich gleich stark vertreten waren. Die Befürchtung lag nahe, es möchte vielleicht in den hochgehenden Wogen des Schützenfestes der Gegensatz nur um so schärfer hervortreten und die Schifflein Ja und Nein vielleicht hart zusammenschlagen. Diese Befürchtung hat das Zürcher Schützenfest glänzend zu nichts gemacht; ob auch verschiedene Ansichten vertreten waren und auf der Rednerbühne ausgesprochen wurden, sie vertrugen sich mit einander, wie es sich an einem Feste für das ganze Schweizervolk ziemt. Noch ein anderer Grund war da, warum man zuerst dem Landfrieden am Feste nicht recht trauen wollte; es sind kaum ein paar Jahre her, seit sich die Schweizer schützen ebenfalls in zwei Lager theilen wollten; die Einen, die Freunde des Althergebrachten, wollten den alten Schützen und den alten Waffen, den braven Standstuzern, mit denen so mancher Becher erobert wurde, auch am eidgenössischen Feste ihren Platz gönnen; die Andern wollten

rasch vorwärts, abfahren mit den alten Waffen, die heute im Kriege nichts oder nicht viel mehr gelten, abfahren mit der kurzen Distanz, die für die heutigen Feuerwaffen nicht mehr paßt. Hie Standschütz und hie Feldschütz! hieß es in der ganzen Schweiz und der Gegensatz zwischen beiden war fast so scharf wie der zwischen Ja und Nein. Es wurde vielfach versucht, den Miß zu heilen, die streitenden Brüder zu versöhnen, und das Feste in Zürich sollte erproben, ob die Versöhnung gelungen sei. Und siehe da, der Span war begraben, vom ersten Tage des Festes an; es wurden zwar nur Hinterlader zugelassen; aber um auch den älteren Schützen gerecht zu werden, wurde eine mittlere Distanz angenommen; die Standschützen kamen allerdings zu kurz, aber sie haben sich in das Unvermeidliche gefügt und mancher unter ihnen hat gezeigt, daß ein richtiger Standschütz auch mit den neuen Waffen sein Ziel zu treffen, seine Ehrengabe zu erobern versteht. So hat das Feste in Zürich alle Befürchtungen, die man vor ihm hatte, zu Schanden gemacht und der Bote glaubt nicht zu irren, wenn er sagt, daß seit dem ersten eidgenössischen Schützenfeste in Aarau kaum eines so glänzend und befriedigend ausgesfallen ist, wie das zu Zürich im Jahre der Zwietracht 1872.

Wenn Zürich sich in's Zeug legt, dann stellt es etwas Treffliches her, das ist wohlbekannt und wird wohl von Niemanden geleugnet werden, der je ein Feste in Zürich mitgemacht hat. Auch das Schützenfest hat von dieser Regel keine Ausnahme gemacht. Zum Festplatz war Auferstahl bestimmt worden, und dort erhob sich die stolze Festhalle aus Balken gezimmert, ein Riesenbau für fünftausend Gäste berechnet, aber oft von mehr als siebentausend gefüllt. Vier mächtige Thürme schirmten die Ecken, zwei den Haupteingang, alle mit wehenden Schweizer- und Zürcherfahnen geschmückt. Ueber dem Portal steht die kurze, aber inhaltsschwere Inschrift: Freiheit—Vaterland! Nördlich an den gewaltigen Bau lehnte sich die Küche, bereit 5000 hungrige und durstige Schützen auf einmal zu laben. Im rechten Winkel zur Festhalle steht der Stand und ihm gegenüber auf

1000 Fuß Distanz, die 14 Stich- und 126 Kehr scheiben. Zwischen beiden prangt der Gau tempel, im Verlaufe des Festes mit einem reichen Kranze von Schützenfahnen geschmückt, im Innern die reichen Ehrengaben bergend, die im Werthe von 170,000 Fr. aus allen Schweizergauen und von allen Schweizercolonien im Auslande dem vaterländischen Feste dargebracht worden waren. Die Eröffnung des Festes fiel auf Sonntag, 14. Juli; der Schluss war auf Montag den 22. festgesetzt. Samstag Abends war von Zug her die eidgenössische Schützenfahne in Zürich eingetroffen und mit ihrer Uebergabe begann Sonntag Morgens das Fest. Es war ein erhebender Anblick, als das Schützenbanner von mehr als 40 Vereinsfahnen begleitet, von einer unabsehbaren Volksmenge gefolgt, in statlichem Zuge zum Festplatze getragen wurde, von der Harmonie und der tessellischen Festmusik von Constanz mit dem Schweizerpsalm: „Trittst im Morgenrotth daher“ feierlich begrüßt. Landammann Merz von Zug, der abtretende Centralpräsident des eidgenössischen Schützenvereins, überreichte sie und seine Rede, die erste des Festes, war eine Mahnung zum Frieden und zur Eintracht. Ihm erwiederte mit markiger Rede Nationalrath Widmer-Hüni, denselben Grundton anschlagend, aber offen auf die Notwendigkeit einer engeren Verbindung der Schweizer unter einander, auf das Bedürfniß einer festeren Gestaltung unseres Staatswesens hinweisend, als eine Forderung der Zeit, die durch die Abstimmung vom 12. Mai wohl hinausgeschoben, aber nicht für immer abgethan sei. Und damit war das Fest eröffnet und die Worte zum Frieden haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Wenn auch die überwiegende Mehrzahl der Redner, die während der Bankette die Bühne der Festhalle betraten, entschiedene Freunde der Bundesrevision waren und ihrer Ueberzeugung freien Ausdruck verliehen, es waltete in allen Reden ein versöhnlicher Geist und Achtung vor anderer Ueberzeugung. Friedlich und ruhig hatte das Fest begonnen und dieser Frieden wurde auch nicht gestört, ob auch hunderte von Vereinen aus allen Gauen unseres

Vaterlandes, verschiedener Zunge, verschiedenen Glaubens und verschiedener Ueberzeugung im Verlaufe des Festes ihre Fahnen zum Gau tempel begleiteten und wieder abholten. Wie viele Fahnen mit Reden dargebracht und in Empfang genommen, abgeholt und übergeben worden sind, weiß der Vorte nicht, und es wäre ein schwer' Ding gewesen, sie alle zu zählen und allen Reden zuzuhören, so gediegene und kernige Worte auch darunter waren. Schon am Sonntag war die Berner-Kantonalfahne eingetroffen, vom drolligen Muß begleitet. Der Montag brachte als Gäste die Mitglieder der Bundesversammlung, unter ihnen Bundesrath Welti, den Vorkämpfer der Revision, der in gediegener durchschlagender Rede für seine Ueberzeugung eintrat, und jeder Tag brachte neue Gäste, neue Vereine von nah und fern. Das Festleben begann sich großartig zu entfalten; die ungeheure Festhalle genügte für den Andrang des Publikums nicht mehr; schon bis Montag Abend, also am zweiten Festtag, waren 200,000 Kehrmarken, 1000 Stichdoppel gelöst worden, das Schützencomité hatte, trotz rascher Verstärkung, alle Hände voll zu thun, um nur allen Schützen gerecht zu werden, und im Stande knallte und blitzte es, wie es kaum in einer Schlacht heißen konnte.

Am 18. Juli war die Zahl der Stichdoppel schon auf nahezu 3000, die der Kehrmarken auf 540,000 gestiegen, und dem Comité begann es Angst und Bange zu werden, denn der Becher gewinner waren weit mehr, als man erwartet hatte. Etwas fremd und unbehaglich in dem bunten Festleben fühlten sich vielleicht unsere Gäste aus Frankreich, die 100 Mann stark gekommen waren, den Besuch der Schweizer am Schützenfest in Macon zu erwidern. Das wahre Volksfest war ihnen eben noch etwas Neues und Unbekanntes; im schönen Frankreich hatten sie das nicht lernen können, zudem kam es ihnen vor, als thue man ihnen fast zu wenig Ehre an; sie bedachten nicht, daß eben an einem solchen Feste, an dem ein ganzes Volk theilnimmt, der einzelne Gastverein, und sei er noch so lieb und werth, keinen Anspruch auf besondere Berücksichtigung machen könnte. Hoffen

wir, daß ihre Verstimmung nicht lange angehalten und daß sie in Zürich gelernt haben, wie ein freies Volk auch ohne den Kappzaum eines stehenden Heeres und einer starken Polizeimacht in Ordnung und Würde seine Feste feiern kann.

Soll nun der Verte der Reihe nach jeden Festtag beschreiben und erzählen, wann dieser und jener Verein gekommen und wieder abgezogen sei, welche Reden dabei gehalten wurden, wie viele Becher herausgeschossen, wie viele Stichdoppel und Kehrmarken gelöst? Soll er von dem hundsbewegten, fröhlichen, aber durchaus würdigen Festleben berichten, das Gewühl auf dem Festplatze, die Bankette in der Halle, das unablässige Feuern im Stande beschreiben oder bei der herrlichen Beleuchtung der Springbrunnen verweilen? Nein, das will er nicht, um nicht seine Leser durch ewige Wiederholung zu ermüden. Es sei genug, wenn er berichtet, daß das ganze Fest den schönsten Verlauf nahm, von keinem Misston getrübt, großartig in Allem, aber doch gemütlich, ein wahres Familienfest des Schweizervolkes, ein Fest, auf welches Zürich und die ganze Schweiz mit Recht stolz sein darf, und damit der geneigte Leser sehe, wie viel geschossen worden sei und wer die besten Schüsse gethan, fügt er seinem Berichte noch bei, daß, als Montag den 22. Abends 8 Uhr 22 Kanonenschüsse den Schluß des Festes verkündeten, die Zahl der Doppel auf 5500, die der Kehrmarken auf 960,000 angewachsen war.

Schüzenkönig war Haury von Reinach (Aargau) mit 1700 Nummern, und die Gaben im Stich vertheilen sich wie folgt:

In der Scheibe „Vaterland“ gewann die erste Gabe (ein prachtvolles silbernes Theeservice im Werth von 3500 Fr., ein Geschenk der Stadt Straßburg), Locher, Landesweibel, in Trogen; die zweite Schlittler-Dürst von Leuggelbach (Glarus); die dritte Baumann, Eisenhändler, in Arbon; die vierte Favre, Aug., Monteur, in Chaux-de-Fonds; die fünfte Keszler, Schmied, in Siebnen.

In der Scheibe „Aare“ gewann die erste Gabe Rüsch, Photograph, in Chur; die zweite

Zwisch, Sohn, in Mollis; die dritte Neher, Emil, Fabrikant, in Schaffhausen; die vierte Brugger, Sohn, in Abtwyl (St. Gallen); die fünfte Hünerwadel, Negotiant, in Lenzburg.

In der Scheibe „Limmat“ gewann die erste Gabe Burbrünen, Wirth, in Neschi (Bern); die zweite Tanner, Rud., Landwirth, in Mayenfeld; die dritte Dutschler, Negotiant, in Ebnet (St. Gallen); die vierte Bindschädlar, Hauptmann, in Niesbach (Zürich); die fünfte Wysler, Otto, Bürstenbinder, in Unterweizikon.

In der Scheibe „Neuß“ gewann die erste Gabe Brechbühl, Büchsenmacher, in Thun; die zweite Läng, Landwirth, in Deitigen (Solothurn); die dritte Graf, Ulr., Fabrikant, in Heiden; die vierte Honegger, Mechaniker, in Weizikon; die fünfte Rickenbach, Büchsenmacher, in Basel.

In der Scheibe „Rhein“ gewann die erste Gabe Eggmann, Expedient, in Romanshorn; die zweite Grob, Sonnenwirth, in Waldstatt (Appenzell); die dritte Fischer, Major, in Oberentfelden; die vierte Brändli, Mezger, in Wädenswil; die fünfte Staub, Mezger, in Fällanden.

In der Scheibe „Rhône“ gewann die erste Gabe Baugg, Handelsgärtner, in Bern; die zweite Egger, Schreiner, in Bern; die dritte Müller, Mechaniker, in Travers; die vierte Monnier, Agriculteur, in Aubonne; die fünfte Roffler, Schlosser in Malans.

In der Scheibe „Lessin“ gewann die erste Gabe Kellenberger, Fabrikant, in St. Gallen; die zweite Ehrenberger, Rothfärber, in Frauenfeld; die dritte Täschler, Photograph, in St. Gallen; die vierte Oberholzer, Fabrikant, in Wald (Zürich); die fünfte Omlin, Joseph, in Sachseln.

In der „Kehrscheibe“ gewann die erste Gabe Pfenninger, Büchsenmacher, in Stäfa; die zweite Nieder, Wirth, in Erlenbach; die dritte Roffler, in Luzein (Graubünden); die vierte Straßberger, in Traunstein (Bayern); die fünfte Müller, J. C., in Winterthur.

Gescheidt.

Ein Aufseher zeigte in einem Antiken-
saale unter mehreren Seltenheiten auch den
Degen Bileams, mit dem derselbe einst sei-
nen Esel zu tödten drohte. Eine Dame be-
merkte, daß Bileam keinen Degen gehabt,
sondern sich nur einen gewünscht habe. „Das
ist eben der Degen, den er sich gewünscht hat,“
erwiderte der Aufseher.

Zweideutig.

Ein Herr, der in einer Restoration
Stockfisch bestellt hatte, verlangte anstatt
dessen ein Beefsteak. Der Kellner rief in
die Küche hinein: „Für den Stockfisch ein
Beefsteak.“

Merkmal.

Ein Herr verlor unlängst seinen Hund.
Als bald schrieb er Anschlagzeddel, mit der
Bezeichnung: „Mein verlorner Hund ist vor-
züglich daran zu erkennen, daß er, wenn er
sich einmal verliert, nicht wieder nach Hause
findet.“

Vorsichtig.

„Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß
ich Sie binnen vierzehn Tagen wieder be-
zahle!“ rief ein Bonvivant zu einem Wu-
therer. — „Ich leibe nicht auf leere Ge-
fäße,“ antwortete der Letztere.

Feine Spekulation.

Gast: „Ich konnte von dem Rostbraten
kaum die Hälfte genießen, so zäh war er.
Warum haben Sie mir ihn denn empfohlen?“

Kellner: „Weil — weil ich — —“

Gast: „Nun — weil?“

Kellner: „Weil — weil — ich — besser

beifzen kann als Euer Gnaden und — weil
ich mich schon — auf Ihren Rostbraten ge-
freut habe.“

Wortgetreue Auslegung.

Hinz: „Sag' mer ämal, Schmucl, Du
bist ä Jüd', Du mußt's wisse, was is denn
eigentlich Credit mobilier?“

Schmucl: „Nu, was soll's sein, als
was es selber sagt? Erst geben sie Einen
Credit, und hernach holen sie die Mo-
bilien.“

Nobel.

Ein Schauspieler in Paris war schon
mehrere Male von seinem Portier um ein
Freibillet für sein Theater angegangen wor-
den und übergab ihm eines Tages einen
Brief an den Theatersekretär, welcher ihm
ohne Weiteres ein Freibillet verabfolgte. Der
Portier war sehr dankbar und unterhielt sich
bestens im Theater. Am Ende des Monats
findet der Schauspieler auf seiner Hausrech-
nung unter Anderm folgenden Posten: „Einen
Brief zum Theatersekretär getragen 1 Fr.“

Aus der Schule.

Schulmeister: „Sag' einmal, Martin,
wie sieht ein Geist aus?“

Martin: „Rabenschwarz wie unser
Kater.“

Schulmeister: „Falsch!“

Martin: „Kupferroth wie unserm Pa-
stor seine Nase.“

Schulmeister: „Falsch!“

Martin: „Eselsgrau wie unser Schul-
meister.“

Schulmeister: „Schlingel! Du bleibst
heute im Arrest, weil Du nicht weißt, wie
ein Geist aussieht.“

Martin (weinend): „Nu, wie sieht er denn aus?“

Schulmeister: „Unsichtbar sieht er aus, Du Schlingel!“

Wissbegierig.

„Herr Doktor, wenn ich doch einmal sterben muß, sagte ein Kranker zu seinem Arzt, so lassen Sie mich nach meinem Tode öffnen, denn ich möchte doch gerne wissen, woran ich eigentlich gestorben bin.“

Verfänglich.

„Meister, fragte ein Lehrjunge seinen Lehrherrn, „wenn ein Kluger und ein Dummer in einem Zimmer sind, und der Kluge geht weg, wer bleibt denn da?“ — „Nun, natürlich der Dumme.“ — „Leben Sie wohl, Meister!“ sagte der Lehrjunge und ging von dannen.

Die Schlacht von Sempach.

(Mit einer Abbildung.)

Laßt hören aus alter Zeit
Von füchner Ahnen Heldenstreit!

so beginnt ein allbeliebtes Volkslied, das überall im ganzen Schweizerlande zum Lieblingsliede des Volkes geworden ist, und von dem Helden, dem das Lied gilt, von der Schlacht, in der er für sein Vaterland gefallen, möchte der Vate seinen Lesern heute berichten.

Es war eine schlimme, trübe Zeit, die Zeit der Schlacht von Sempach. Von den Niederlagen bei Morgarten und bei Laupen hatten sich die Ritter und Grafen des Landes wieder erholt und der Uebermuth, die Verachtung der Bürger und Bauern waren üppig wieder

gewachsen und die Herzöge von Oestreich mit dem Adel hielten dafür, es sei an der Zeit, den Troß der ungefügigen, freien Männer, die sich weder vor Herzogen noch vor Grafen beugen wollten, zu brechen. So kam es, daß am 9. Februar des Jahres 1386 Herzog Leopold von Oestreich mit einem Heere von mehr als 4000 Mann von Baden im Aargau gegen das luzernische Städtchen Sempach anrückte, um mit einem Schlag dem verhafteten Bunde der Eidgenossen ein Ende zu machen. Um ge ringfügiger Ursache wegen hatte er den Krieg vom Zaune gebrochen und mit allem Nachdruck wollte er ihn führen; so sicher glaubte er des Sieges schon zu sein, daß er einen Wagen mit Stricken mit sich führte, um daran die Vertheidiger Sempachs zu hängen, und damit er für seine Scharen freies Feld habe, ließ er von Sursee her ein paar hundert Männer kommen, die Kornfelder rings um das Städtchen zu schneiden. Er hatte seine Zeit gut gewählt; das Häuflein der Eidgenossen, das sich ihm entgegenstellte, war klein. Bern war noch im Waffenstillstand mit dem Herzog und durfte diesen nicht brechen. So zählte die Schaar der Eidgenossen aus den vier Waldstätten nur 1400 Mann, eine geringe Macht, schlecht bewaffnet und wenig gerüstet, aber todesmutig und bereit, für das Vaterland Alles dahinzugeben. Dem kleinen Häufchen gegenüber führte Leopold sein stolzes, stahlgepanzertes Heer in's Feld. Die Warnung erfahrener Kriegsleute verschmähend, beschloß er in seinem Uebermuth, sogleich anzugreifen, ohne erst den Zug des Freiherrn von Bonstetten zu erwarten, der andern durch das Land bis Zürich hin vertheilten Schaar. Zu stolz um mit dem Bauernvolke zu Pferde zu kämpfen, sprangen die Ritter von den Pferden, um zu Fuß den Kampf zu bestehen; das Fußvolk und die

Schüzen wurden mit dem Troß zurückgeschickt; die Herren meinten allein stark genug zu sein, um mit dem verachteten Gegner fertig zu werden. Etwa 3000 Mann stark, meist schwergepanzerte Ritter, stellte sich das östreichische Heer in Form eines ausgedehnten Bierecks auf. Aus den dichtgedrängten Reihen ragten die langen Ritterlanzen hervor, wie eine eiserne Mauer stand Mann an Mann im blinkenden Harnisch und Helm, gedeckt vom Wappenschilde und hoch über dem Heere flatterten neben dem Banner Oestreichs die zahllosen Fahnen und Fähnlein der Grafen, Herren und Städte, die auf Leopolds Geheiß wider die Eidgenossen zu Felde gezogen waren. Mitte im Biereck saß der Herzog Leopold allein zu Pferde, um den Gang der Schlacht zu lenken.

Auf einer waldigen Anhöhe hatte sich indeß das Häuflein der Eidgenossen gesammelt, um mit Gottes Hülfe dem mächtigen Feinde entgegenzutreten. Nach alter Schweizerart beschlossen sie fühn, den Angriff selbst zu wagen und nicht auf den Feind zu warten. Es waren ihrer 400 von Luzern, 900 aus den drei Waldstätten und hundert befreundete Genossen von Zug, Gersau &c. Nur die Hauptleute trugen Harnische, die meisten waren in leinene Hirtenkittel gehüllt; Morgensterne und Streitärte, Spieße und Hellebarden, die vielleicht schon der Ur-großvater bei Morgarten geführt, waren ihre Waffen. Aber fester als das Erz der Ritterpanzer war ihr Muth und ihr Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache.

In Form eines Reiles geordnet stürmte, von dem Schultheißen von Luzern und den Landammännern der Waldstätte geführt, das kleine Häuflein gegen die eiserne Mauer des

Ritterheeres, und wie die Fluth vom Felsen prallte es daran ab. Durch den starren Haag der Lanzen vermochten sie nicht durchzudringen. Es fielen die ersten und angesehensten Männer der Eidgenossen; der Schultheiß von Luzern, Herr Petermann von Gundoldingen, es fielen die Herren von Moos und von Schinen. Vergeblich rief Im-Port von Flüelen: schlagt auf die Gläne, sie sind hohl! So mancher Speer auch vom wichtigen Hiebe der Morgensterne brach, sogleich war ein anderer an seiner Stelle. Von beiden Seiten drängte der Lanzenwald heran um die Eidgenossen zu erdrücken. Die letzte Stunde der Schweizerfreiheit schien gekommen zu sein.

Da sprang ein Mann aus dem Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winfelried, aus dem Häuflein der Schweizer vor: Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen, rief er, sorgt für mein Welsb und meine Kinder! Und schnell umfaßte er die Spieße der Feinde, so viele ihrer er mit ausbreiteten Armen erfassen konnte, drückte sie an die Brust und warf sich, von den scharfen Spitzen durchbohrt, sterbend zu Boden. Und über ihn, durch die Gasse, die er mit seinem Heldenode und der Freiheit gemacht, stürmten nun mit hochgeschwungener Waffe die Eidgenossen. Da schirmte Schild und Helm nicht mehr vor der Wucht der Morgensterne und der Streitärte. Beengt von der schweren Rüstung, unbehülflich im Gedränge, unfähig ihrer langen Lanzen sich zu bedienen, fielen die Ritter Oestreichs wie Halme vor dem Schnitter. Der Tod hielt blutige Ernte unter dem deutschen Adel. Es fielen die Herren von Brandis, von Ochsenstein und Hasenburg, und mit ihnen hunderte der ersten Ritter aus Süddeutsch-



Die Schlacht bei Sempach.

land und Tyrol. Das Banner Habsburg fiel in die Hände der Schweizer und als Herzog Leopold das Banner Destreichs aus der Hand des erschlagenen Bannerherren nahm, wurde er selbst im Gewühl des Kampfes von den verachteten Feinden erschlagen. Zu spät riesen nun die Herren nach ihren Rossen: die Knechte hatten sich mit ihnen geflüchtet, sowie sie die Gefahr des Ritterheeres erkannten, und mancher stolze Ritter deckte noch mit seinem Leibe das blutige Feld, bis endlich die Eidgenossen, des erkämpften Sieges froh, von Kampf und Verfolgung abließen. Noch lange nachher erzählte man ringsum in allen Ländern: Gott sei am Tage von Sempach zu Gericht gesessen, um den Stolz der Ritter und den Troß des Adels zu strafen.

Sechshundert sechs und siebenzig Fürsten, Grafen, Ritter und Herren und zweitausend Knechte waren auf Leopolds Seite gefallen; die Eidgenossen beklagten zweihundert der ihrigen, sowie den greisen Schulteisen von Luzern und den Helden, dessen Opfertod ihnen nächst Gott zum Siege verhlossen hatte, den Ritter Arnold Struthan von Winkelried. Die Leichen der Eidgenossen wurden in Luzern bestattet; Herzog Leopold mit 60 seiner vornehmsten Rittern schläft im ehemaligen Kloster Königsfelden im Aargau, das 70 Jahre vorher durch die blutige Königin Agnes zur Erinnerung an ihren ermordeten Vater König Albrecht gestiftet worden war.

In Stanz im Unterwaldnerlande, auf dem Marktplatz, steht ein Denkmal in weißen Marmor gehauen; es stellt den sterbenden Winkelried dar, wie er, die Lanzen in der Brust, zu Boden sinkt, während über ihn ein junger Senn mit hochgeschwunge-

nem Morgenstern auf den Feind eindringt. Das Denkmal ist schön und seines Helden würdig, aber schöner noch und unvergänglicher als der Stein ist das Denkmal Arnold Winkelrieds im Herzen der Schweizer. Uns allen ist es ein leuchtend Vorbild der Liebe und Treue für das Vaterland, die in seinem Dienste freudig das Leben einsetzt. Das Lied vom Helden Winkelried ist ein heilig Lied für uns, wie das Lied vom Rütlis.

Einfall vom Lande.

In Weilheim bei München entstand Feuer in der Wohnung des Advokaten Meirner. Der Mann jammerte über wichtige Papiere in seinem Schreibtisch und rief: „Wenn ich nur den Sekretär heraus hätte! Holt doch den Sekretär heraus!“ — Da stieg ein mitleidiges Bäuerlein auf die Leiter an dem Fenster und rief hinein: „Herr Sekretär, geh'ns heraus, es brennt!“

Merkwürdige Schafe.

Im „Journal des Debats“ wird erzählt, daß der Blitz in eine Heerde schlug und 24 Schafe, von denen eines eine Ziege war, tödete.

Thätige Form.

Lehrer: „Du, Klaus, wenn ich sage: der Vater segnete seine sechs Kinder, ist das die thätige oder leidende Form?“

Klaus: „Das ist die thätige Form.“

Lehrer: „Richtig! Und wie heißt nun die leidende Form?“

Klaus: „Der Vater wurde mit sechs Kindern gesegnet.“

Große Gefahr.

Neulich ging jemand spazieren und kam an die Barriere von Hundsfeld, wo eben eine Heerde Vieh wegen Besteuerung abgezählt wird. Er bleibt etwas stehen, um sich das schöne Vieh anzusehen, da ruft dessen Treiber ihm zu: „Nu, gehen Sie doch bei Seite, sonst zählt Sie der Visitator mit!“

Amerikanisch.

Ein amerikanisches Journal warnt, erfrorene Menschen in warme Zimmer oder Betten zu bringen und erzählt einen Fall, der sich unlängst ereignet haben soll. Es wurde nämlich ein Erfrorner in eine warme Stube gebracht und mit Tüchern zugedeckt, um ihn in's Leben zurückzurufen. Als man aber nach einiger Zeit nach ihm sehen wollte, war er zerschmolzen wie ein Eiszapfen und nichts mehr zu finden, als nasse Betttücher und am Boden ein Rückstand Flüssigkeit.

Aus der Geschichtsstunde.

Lehrer: „Hans, wann wurde Rom erbaut?“

Hans: „In der Nacht.“

Lehrer: „Junge, wie kommst Du auf einen so närrischen Einfall?“

Hans: „Der Herr Lehrer sagte doch gestern: Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.“

Liebenswürdige Ueberraschung.

Ein Ungar lud einen Freund zum Mittagessen ein. Als dieser kam, sah er auf dem gedeckten Tische auch zwei Todtenköpfe stehen, einen großen und einen kleinen. Er gab seine Verwunderung darüber zu er-

kennen und fragte den Ungar, warum er ihm diesen widerlichen Anblick nicht erspart habe? — „Ja, lieber Freund, sagte der Ungar, da kann ich Dir nicht helfen, von diesen beiden Köpfen trenne ich mich nie.“ — „So? Nun, von wem ist denn der größere Todtenkopf?“ — „Er ist von dem berühmten Sagozzi.“ — „Nun, und der kleinere?“ — „Ist auch von ihm, wie er noch klein war.“

Verstanden!

„Merkt's euch jetzt, schrie die ergrimmte Frau Näthlin X., wenn ich zweimal läute, soll der Bediente kommen, wenn ich einmal läute, das Stubenmädchen, und wenn ich gar nicht läute, die Köchin.“

Ein Balgtreter

schrieb zu Neujahr auf seine Rechnung: „Am 8. Dezember dem Herrn Organisten den Balg zu treten.“

Gute Antwort.

„Nur immer fleißig! riefen ein paar Bärgabunden einem Bauer zu, der eben sein Feld besäete. „Uns soll die Frucht Eurer Arbeit einst zu Nutze kommen!“ — „Das kann schon sein, entgegnete der Bauer, denn ich säe Hans.“

Schlusswort.

Das ist e rechte Wunderma,
Der's alle Lüte breiche tha.

Der Bot' weiß vo der Chnst no nüt,
Er seit sys Sprüchli, wie's es git.
Dem ist er z'ernst u jenem z'froh!
S'geit halt in aller Welt eso.
Drum seit zum Schlus er: Lichi Lüt,
Näht halt vorlieb u zürnet nüt!